

Abend -



Zeitung.

Dreißigster Jahrgang.

45.

Donnerstag, am 5. November 1846.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Der Rosenstock.

Eine Märchennovelle.

Florentine war die Tochter unbemittelter Eltern, die ihr noch dazu früh starben. So hätte sie ganz verlassen dagestanden, wäre sie nicht von einer Schwester ihres Vaters liebevoll an Kindesstatt angenommen worden. Aber kaum zur Jungfrau erblüht, verlor sie auch diese Schützerin ihres noch zarten Lebens.

Sie stand nun ganz allein und theilte die Bewohnung des netten Häuschens, welches ihr die Tante nebst einem kleinen Kapital als Erbe hinterlassen hatte, nur mit einer alten Wittwe, die, als die Freundin der Verstorbenen, ihr gern mit Rath und That beistand. Die beiden alten Frauen hatten in Eintracht sehr eingezogen gelebt, und daher hatte Florentine nichts weiter von dem Verkehr mit der Welt kennen gelernt, als was die nächste nachbarliche Umgebung gewähren konnte. In dem Gärtchen, das zum Hause gehörte, hing sie erst

ihrem Leide nach, und verwand allmählig ihren Schmerz, als die Blumen des Lenzes immer schöner und reicher aus dem warmathmenden Boden emporblühten. In ihr junges Herz zog mit dem duftigen lauen Wehen des Lenzes auch wieder ein stillheitrer Friede ein, immer weniger von Augenblicken des Trübfinns über ihre Verlassenheit und der Trauer um die Hingeschiedene unterbrochen. Das Gärtchen mit seiner Blumenwelt füllte ihre unschuldige Seele ganz aus; die tägliche Sorgfalt für ihre geliebten Zöglinge ließ keinen Wunsch nach anderer Zerstreuung in ihr aufkeimen, und die übrige Zeit, die diese kleinen Tagesgeschäfte nicht in Anspruch nahmen, verwandte sie auf den zärtlichen Umgang mit einem Taubenpaare und im Geplauder mit ihrer bejahrten Hausgenossin.

In so einfachem Leben war ihr der Frühling und der Sommer dahingegangen, und der Herbst stellte sich allgemach mit seinem ergelbenden Laube, mit seiner düsteren Färbung und mit jener nur ihm eigenen Atmosphäre ein, die das sinnende Gemüth bisweilen mit einer unerklärlichen Weh-

muth befängt. Selbst die Spätblumen in Florentinens Gärtchen begannen schon ihre welken Häupter zu senken, die Singvögel hatten ihren Abzug genommen, und der so eigene Duft der fallenden Blätter und der Erde vermehrten von Tage zu Tage das Gefühl einer gewissen Bänglichkeit, welches auch Florentinen befiel, und das sie durch nichts abzuwehren vermochte. Jetzt erst empfand Florentine ihre Vereinsamung recht schmerzlich, und oft bot die wohlmeinende alte Hausgenossin vergebens allen Trost auf, den ihr das Alter und die Gewohnheit vieljähriger Wiederkehr solcher Gemüthszustände gelehrt hatte. Was nützte das aber Florentinen, die das zum ersten Male empfand, bei der, eben durch diese Einsamkeit, wodurch sie genöthigt war, sich mit sich selbst allzuviel zu beschäftigen, die Blume ihres Herzens um so früher und entschiedener die Hülle der Bewußtlosigkeit sprengte. Sie fühlte oft ein Ahnen und Drängen, ein geheimnißvolles Walten und Gähren in sich, das um so stärker wirkte, als sie durch keine Art von höherer geistiger Bildung sich dagegen waffnen konnte. Sie wünschte oft, bei ihrer Wohlthäterin in der kühlen Erde zu ruhen, obgleich sie keine eigentliche Noth des Lebens, kein eigentlicher bestimmter Schmerz dazu veranlaßte. Aber es that ihr so wohl, sich von all' dem unbestimmten Wehgefühl durch einen sanften, schönen Tod, gleich einem bloßen Einschlummern, entbunden zu wissen, und träumte es sich so süß, daß sich dann ihre geliebten Tauben auf ihrem Grabe einfänden und um ihren Verlust klagen würden, und wie dann die alte Hausgenossin ihr einen Kranz und die liebsten Blumensträucher auf den Hügel bringen würde. Wenn sie sich dies Alles manymal beim Schlafengehn so recht lebhaft ausmalte, so löste sich das Stocken dieses Gefühls in helle Thränenströme auf, und dann schlummerte sie auf dem feuchten Pfühle getrösteter ein, als bei dem besten Zuspruche der Hausgenossin.

In solche Gefühle versunken stand Florentine an einem trüben Herbstabende vor dem Spiegel, um sich auszukleiden. Es wollte ihr wieder der Schmerz das Herz abdrücken, daß die Tante sie so unbeschützt allein gelassen hatte. Mit wehmüthigem Vorwurfe blickte sie auf den Rosenstock,

der auf der Kommode vor dem Spiegel stand, und dessen Pflege ihr die sterbende Tante besonders empfohlen hatte, wobei in der Stimme derselben, wie früher in ihrer Wartung des Strauches, ein Etwas lag, das demselben ausschließlichen Werth beizulegen schien, obgleich sie sich nie deutlicher darüber ausgesprochen hatte. Der Rosenstock trug jetzt eben eine Knospe, aber nur eine, und zwar war diese erst um die Zeit gekommen, als in Florentinen jenes unbestimmte Sehnen erwachte. Jetzt war die Knospe nahe am Ausbrechen, und als Florentine sie nun näher betrachtete und sich darüber freute, flüsterte sie, sich von ihrem Trübsinn ermannend, vor sich hin:

„So lange hast Du geögert mit Deinem Blühen, ich hielt Dich schon für taub. Nun, da alle anderen Blumen, meine Lieblinge, dahin sind, erwachst Du, um mir Freude zu machen in der Zeit, wo ich einer Theilnahme so sehr bedarf. Das ist mir wie ein Zeichen vom Himmel, daß er mich nicht verlassen werde, so lange ich mich nicht von ihm wende, sondern um seine Hülfe stehe.“

Und indem sie dies sagte, kam ein Zucken und Rükken und Zittern in die geschlossenen Kelchblätter, daß es ihr bei dem Gewahren dieser Veränderung wie ein sanfter Schauer durch die Glieder fuhr. Und bald stand die schöne Rosenblume halbgelbnet im Glanze des Lichtscheines vor ihr, und sie nahm den Napf auf den Tisch herüber und setzte sich vor die aufgeblühte Rose hin. Denn sie konnte nicht anders, sie mußte sie, wie ein Freudenzeichen, immer und immer von Neuem betrachten, ihrer Entfaltung zuschauen, und hätte sie gern geherzt, wenn sie nicht hätte fürchten müssen, dadurch ihr Gedeihen und ihre Schönheit zu stören.

Dieser Abend war ein Feierabend für ihre Seele, die hangen Wesen ihres Innern waren beschwichtigt, und der Glaube, daß ihr der Himmel wirklich dieses Zeichen zum Troste in ihrer Verlassenheit gesandt habe, ließ sie mit seliger Erquickung einschlummern.

Aber der Rosenstock behielt lange, lange nur diese Eine Blüthe, doch blieb diese dauernd und frisch. Die Hausgenossin schüttelte staunend den Kopf darüber und meinte, so etwas sei ihr noch nicht vorgekommen, das müsse eine besondere Bewandniß mit dem Strauche haben. Florentine

aber pflegte und wartete ihn mit aller der Sorgfalt, die sie für Blumen hegte, um noch mehr Blüten zu erzielen.

Sie hatte ihn deshalb an's Fenster gesetzt, um ihm mehr Licht zu geben, während sie ihn früher bloß als Hinterlassenschaft der guten Tante ehrte und als grüne lebendige Zierde immer nur vor dem Spiegel im Dunkeln hatte stehen lassen; sonst hätte sie ihn vielleicht als unnütz entfernt.

Eines Tages blickte sie ihn wegen seiner Hartnäckigkeit, daß er ihre Mühe nicht reichlicher belohne, unmuthig an, als ein junger Mann, der mehr ernst als schön, doch wohlgebildet, und mehr anständig als elegant gekleidet, an dem Fenster vorüberging und sie mit gelassener Freimüthigkeit grüßte. Er hatte dies bisher noch nie gethan, obwohl er schon öfter bei ihr vorbeigegangen war; denn er schien in dieser Straße zu wohnen. Eben so sehr, ja noch mehr als ihr dies Zeichen einer besonderen Aufmerksamkeit auffiel, erfreute sie es jetzt. Es war ihr plötzlich zu Muth, als ob mit diesem Ereigniß in ihrem Stilleben sich eine große leere Lücke ihres Herzens mit einer gewissen Befriedigung ausfüllte. Sie fühlte sich auf einmal nicht mehr so entseztlich allein; sie fühlte sich in die Theilnahme eines Menschen eingeschlossen, ja von diesem Augenblick an in schweigendem Einverständnis, in einer Art Bunde mit ihm. Und obwohl sie ihm kaum seinen höflich bescheidenen Gruß erwidert, beseligten sie doch jene Gefühle so, daß sie die eben unmuthig betrachtete Rose hätte küssen mögen. Und indem sie, um dies zu thun oder auch nicht zu thun, denn darüber war sie mit sich selbst nicht einig, den Zweig, woran sie hing, zu sich herüberbog, erblickte sie plötzlich etwas tiefer ein Knöspschen, das eine zweite Rose zu werden versprach. Welch Entzücken durchbebte darüber ihre Seele! Denn, ohne es sich deutlicher einzugestehen, hatte sie eben gedacht: ob das, was sie nach dem Anblick des jungen Mannes empfand, Liebe wäre, und wenn dies der Fall, da sie sich so beseligt fühlte, ob sie wohl hoffen dürfe, daß dieser Augenblick der Keim ihres ferneren Lebensglückes werden könnte! — So nahm sie nun diese zweite Rose als Bürgschaft, daß ihr geheimer Wunsch in Erfüllung gehen werde.

Von diesem Augenblicke an war ihr ganzes

Wesen ein anderes, als seit ihr der Herbst ihre Blumen geraubt hatte. Die Jahreszeit war ihr sonst rauher vorgekommen, als andern Leuten. Jetzt schien es ihr eine Sünde, nicht noch die Luft dieser schönen, warmen, sonnigen Tage zu genießen, ehe der Winter mit seinem Schneemantel käme. Sie öffnete also ihr Fenster nach der Straße zu, was sie bisher in mädchenhafter Furcht und Scheu verschlossen gehalten hatte, — forderte nicht auch der Rosenstrauch dies, da das Licht schon solche Wunder gethan hatte? — und war es nicht billig, daß sie sich mehr als zwei Rosen von ihm wünschte? war es nicht Pflicht, wie es ja die des Gärtners ist, ihn zu seinem vollen Blühen zu bringen?

So dachte sie, so that sie. Und der Zufall wollte ihr wohl, wie sie meinte, daß er Warner — denn so hieß der junge Mann, wie sie erfahren hatte, und daß er auf eine Anstellung hoffe — so oft vorbeiführe, so wie daß sie auch gerade dann immer an dem Fenster sitzen, oder stehen, oder wenigstens vorübergehen und hinaussehen müsse. Und bald fand sie nichts Besonderes mehr darin, daß er sie erst freundlich und sittig ange-redet hatte, dann länger bei ihr stehen geblieben war, und endlich bei einem ungezwungenen Anlaß sich die Freiheit genommen hatte, in ihr Zimmer einzutreten.

Die zweite Rose war aufgeblüht zu Florentinens höchster Freude; sie nahm sie, wie sehnsüchtige Mädchen so leicht thun, für ein Sinnbild, daß ihre Gedanken wirklich werden, ihre geheimen Wünsche sich erfüllen wollten. So saß sie einst mit heiter in sich hineinlächelndem Antlitz am Fenster vor dem ihr nun sehr lieben Strauche im Morgensonnenscheine, der über ihr kleines sauberes Zimmer jene Helle verbreitete, welche die Nettigkeit und Ordnung, die in dem beschränkten Gemache herrschte, erst recht deutlich erkennen ließ. Es war Florentinens heute so eigen, so niegefühlt wohl in der Seele, als sollte sich ihr Inneres in lauter Wonne auflösen. Wohl ist jedem unschuldigen oder harmlosen Gemüthe an dem Festtage seiner Geburt so rührend feierlich zu Sinne — und heute war Florentinens Geburtstag —; aber es war auch noch ein besonderes Nebenbei in ihrem Herzen, das sie nicht bloß weicht, sondern

freudig erhoben stimmte. Sie hatte beim Aufwachen sogleich den Gedanken gehegt, der ihr heute, sie wußte nicht wie, zum ersten Male in ernsterer Gestalt vor die Seele trat, so daß sie dabei fühlte, es hänge von seiner Verwirklichung ihr gesamtes künftiges Lebensglück, ja ihr Leben selbst ab, nämlich: ob Warner sie wahrhaft liebe, ob er einen ernstlichen Bund für's ganze Leben mit ihr beabsichtige. —

Kaum hatte sie diesen Gedanken ausgedacht, als sie ihre Wangen glühen und eine Unruhe in sich fühlte, daß sie von ihrem Lager aufspringen und in den schönen Morgen hinausblicken mußte. Ihr erstes Augenmerk nächst dem war der Rosenstock, und siehe! — die dritte Knospe hatte angefaßt und begrüßte ihre eben in der Seele bewegten Fragen mit freudebringendem Ja! — Sie konnte nicht umhin, ihre Hausgenossin zu holen und dieser ihre Freude und die Vermuthungen ihres weiblichen Aberglaubens mitzutheilen. Die Alte nahm herzlichen Antheil an ihrer Freude, wie schon früher an ihrer glücklichen Gemüthsveränderung, indem sie sowohl gute Wünsche als kleine Geschenke vor Florentinen auskramte. Diese wurde nun erst mit Beschämung inne, daß sie das baldige Erscheinen der guten Frau bei ihr am heutigen Tage hätte erwarten können. Doch diese wußte alsbald ihre Entschuldigungen abzukürzen und äußerte sich mit nachdenklicher Miene über die, wie nicht zu läugnen, seltsame Eigenschaft des Rosenstockes. Sie kam endlich mit ihren Muthmaßungen dahin, daß er wohl eine jener Wunderblumen sein möchte, wovon sie gehört habe, daß ihr Wachsthum und Gedeihen mit dem Leben und dem Geschicke gewisser Menschen so verflochten wäre, daß sie nicht sowohl äußerer Pflege, als vielmehr eines sehr achtamen Lebenswandels ihrer Besitzer zu ihrer Erhaltung bedürften. Denn wie sie besondere glückliche Momente in dem Leben derselben anzeigten, so hinge auch ihr Gedeihen oder ihr Verkommen davon ab, ob die Wünsche ihrer Besitzer in den gehörigen Grenzen blieben oder darüber hinausgingen. Gewöhnlich brächten sie nur eine gewisse kleine Anzahl von Blüten, am gewöhnlichsten nur drei, da die Erfüllung weniger höchster Wünsche einen Men-

schen ganz glücklich machen könne, wenn er sie mit Einsicht zu benutzen verstehe.

„Ich habe mir ja aber so eigentlich noch nichts Erhebliches gewünscht!“ fuhr Florentine halb erschrocken heraus.

„Das mag nun sein, wie es will,“ erwiderte Frau Keller, „wenn es sich so mit dem Rosenstocke verhält, wie mir gesagt worden ist, so sind drei wichtige Gedanken Ihnen in Erfüllung gegangen, Sie haben drei wichtige Güter des Lebens erlangt — das beweisen die drei Rosen.“

Florentinens Köpfschen konnte sich nicht darin finden. Wenn der Rosenstock wirklich die vermuthete Kraft besaß, so konnte sie sich um aller Welt willen nicht mehr darauf besinnen, worin die beiden ersten Wünsche bestanden hätten. Wenn sie nun einmal eine solche Wunderblume besaß, so kam es ihr wie eine Lücke des Schicksals vor, daß sie nun schon drei erfüllte Wünsche voraus haben sollte, jetzt, wo sie erst zu wünschen verstehen würde. Der Himmel könne doch nicht so grausam sein, ihr einen Gedanken, von dem sie jetzt nichts mehr wußte, angerechnet zu haben. Ja, sie gab sogar nur halb zu, daß selbst die heute im Stillen gestellten Fragen eine Art heimlichen Wunsches gewesen seien. — Und nun kam es ihr in's Köpfschen, zu prüfen, ob der Rosenstock denn wirklich die vermeinte wunderbare Beschaffenheit besitze; denn dann müsse, meinte sie, die eben bemerkte dritte Knospe bedeuten, daß Warner heute zu ihr kommen und sie von ihm bestimmt erfahren werde, daß er sie liebe und gesonnen sei, sie über lang oder kurz zu seiner Frau zu nehmen.

Und kaum hatte sie dies ausgedacht, so klopfte es, und herein trat Warner, welcher sie begrüßend sagte, wie er von Frau Keller herausgebracht, daß heute Florentinens Geburtstag sei, und indem er sie beglückwünschte, legte er mehrere Sachen vor sich hin, die zu besitzen sie einmal vielleicht eine flüchtige Aeußerung gethan hatte, jedenfalls aber solche, die sie brauchen konnte oder die ihr angenehm sein mußten. Der Schluß seiner Wünsche aber war die bittende Frage, ob sie seine Lebensgefährtin werden wolle. —

Florentinens Freude war im ersten Augenblicke groß; es leuchtete der volle Glanz ihrer

Seelenentzückung aus ihren Augen; stumm stand die Ueberraschte da, und nur daß sie seinen ersten Kuß duldete, bewies Warnern ihre unausgesprochene Einstimmung. Im nächsten Augenblicke aber wurde ihre Wonne durch den unwillkürlichen Hinblick auf den Rosenstock zur Hälfte mit Vermuth gemischt. Denn nun war es entschieden, daß es sich mit diesem in der That so verhielt, wie die Frau Keller gemuthmaßt hatte, und ein leiser Schauer überhauchte kalt Florentinens Herz, ohne daß sie dies deutlich empfand. Sie verdrängte schnell den, wie sie glaubte, flüchtigen und unwesentlichen Nebengedanken aus ihrer Seele, überredete sich, daß ihr höchstes Glück erfüllt sei, und war bemüht, sich ganz dem Eindrucke dieses kostbaren Augenblicks hinzugeben.

Jeder Andere als Warner würde in Florentinens Benehmen das Etwas, welches den vollen Ausdruck ihres Gefühles hinderte, herausgespürt haben. Aber Warner war eine jener Gestalten, die weniger warm erscheinen, als sie wirklich sind, weil sie das Leben stets in der Tiefe und von seiner ernstern Seite auffassen, und darum die Mäßigung in Gefühlsäußerungen auch an denen gern haben, die sie lieben. Er nahm also einen Mangel in Florentinens jetzigem Betragen für einen Vorzug mehr, den sie sich aus Liebe zu ihm angeeignet hätte, und sprach ruhig mit ihr von seinen Aussichten.

Leider konnte Florentine, der dieses Gespräch in ihrer jetzigen Verfassung peinlich war, kaum erwarten, bis er wieder ging. Sie befand sich in einem qualvollen Zustande. Sie freute sich über die schönen Sachen, die Warner ihr gebracht hatte, und die alle ihre bisherigen Lebensansprüche und Erwartungen überstiegen; sie freute sich der überraschenden Erfüllung ihrer Morgengedanken, und doch — stets fiel ihr der Rosenstrauch wieder ein, seine seltsame Eigenschaft, der Werth, welchen er für sie haben mußte, und wiederum die launenhafte Beschränkung dieses Werthes, wodurch er ihr zur Qual wurde.

Warner ging endlich, und nun konnte sie es in ihrem engen Zimmerchen nicht länger aushalten; sie verließ die schönen Sachen und eilte, was sie bisher nie gethan, ohne Begleitung ins Freie. Sie glaubte in der weiten, freien Luft ihre Be-

klemmung los zu werden, aber die Ungewohnheit solchen Ausgehens, allein und am frühen Morgen, so schön dieser auch war, verwirrte ihre Lebensgeister nur noch mehr. Und so irrte sie ziellos und ohne Ruhe zu erlangen, und doch auch ohne Gefühl für das Abenteuerliche ihrer Wanderung, in der nächsten Naturumgebung der Stadt umher.

Eben wollte sie an dem Labyrinth ihrer Gedanken verzweifeln und verwünschte den Besitz einer so besonderen Gabe, die nur den einfach harmlosen Gang ihres Lebens durch Vorspiegelung zweideutig bedingter Glücksgüter gestört habe: — als sie auf ein altes Mütterchen stieß, das Kräuter zu suchen schien. Theils aus Neugierde, theils um sich etwas zu zerstreuen, stellte sich Florentine zu der alten Frau an den Graben hin, an dessen Rande diese kniete, und fragte sie, was sie jetzt noch suchen könnte. Als diese zu ihr ausblickte, erkannte Florentine in ihr eine in der Stadt sehr bekannte Kräuterfrau, die sich auch vorzüglich mit Aufziehung von Blumen beschäftigte und nebenbei mit sympathetischen Kuren und Geheimmitteln gegen Allerlei manches blankte Geldstück verdiente.

„Zu aller Jahreszeit wächst gar Mancherlei bei Sonnen- und Mondenlicht, was seinen großen Nutzen hat, mein Töchterchen,“ erwiderte die Alte, und fuhr, als sie Florentinen näher in's Auge gefaßt hatte, fort: „Aber Du siehst ja so verstört aus. Dein Gesicht paßt recht zu dem absonderlichen Spaziergange; denn an den Gräben zwischen diesen weiten, leeren Feldern hätte ich am wenigsten vermuthet, von einer solchen Spaziergängerin gestört zu werden.“

Florentine war eine zu einfache Natur, um sich verstellen zu können, und ihre Aufregung durch den Gang zu heftig geworden, als daß sie auch nur die nöthigsten Rücksichten zu beobachten im Stande gewesen wäre. Sie ging bald in die Falle, die ihr die Alte, welche sie sogleich für eine zukünftige gute Kunde ansah, durch gewandte Fragen und Aeußerungen einer erkünstelten Theilnahme stellte. Nur wenige Minuten hatten ihr ihr Geheimniß und ihre Klage entlockt, und die Alte sagte:

„Nun, siehst Du, mein Töchterchen, da hättest Du Dir sogleich Rath's bei mir erholen sol-

len; dazu bin ich ja da, und bekannt genug dafür, daß ich in allen solchen Fällen für Geld und gute Worte Auskunft, Trost und Hülfe geben kann. Freilich ist Dein Rosenstock eine solche Wunderblume, wie man Dir gesagt hat, und Du bist dadurch ein gemachtes, ganzes Glückskind! Denn unter hunderttausend Menschen und mehr kommt kaum Jemand in vielen, vielen Jahren zu einem solchen Glücksstrauche. Ich kann mir das auch recht gut denken, wie sehr Du erschrocken sein magst, so ein Paar Wünsche schon voraus zu haben, von denen Du radikal nichts weißt. Denn der Mensch thut manchmal Wünsche um etwas, was sich am Ende von selbst versteht, und da ist es ganz natürlich, daß er sie hinterher total vergißt; aber der Himmel schreibt sie einmal an. Doch wenn Einer nur nicht ganz auf den Kopf gefallen ist, so sucht er sich Auswege, denn das Glück läßt sich durch Verstand, Mühe und die gehörigen Mittel verbessern. Und so kann ich auch Dir den Trost geben, daß, wenn Du nur eine kleine Ausgabe und ein Paar bloße Ceremonien, die dazu erforderlich sind, mitzumachen nicht scheust, Dein Rosenstock Blüthen und was daran hängt bringen muß, als wenn noch nichts geschehen wäre. Jetzt sollen erst Deine ordentlichen Wünsche befriedigt werden; denn treiben muß er, dafür laß nur mich sorgen."

Wer war fröhlicher nach diesem Bescheid, als Florentine, wenigstens ließ sich das auf ihrem Gesichte lesen. Innerlich aber spürte sie doch ein gewisses Bangen vor dem, was sie zu thun im Begriff stand. Doch redete sie sich ein, daß das, was sie im Innersten als etwas Verbotenes ansehen mußte, nicht mehr dies sei, wenn sie es aus Liebe zu Warner unternähme. Und so versprach sie denn der Alten, um die verabredete Zeit mit dem Rosenstocke bei ihr einzutreffen.

Dies geschah in der ersten Mitternacht des nächsten Neumonds. Florentine hatte sich in der Zwischenzeit bis dahin in einer steten Spannung befunden, die sie nie zum ruhigen Genuß des traulicheren Umgangs mit Warner kommen ließ. Dieser wurde ihr sogar oft zur Pein, weil Warner durch sanft in's Gespräch eingeflochtene Lehren sie in besonnener Weise auf die sie erwartenden ernstern Lebenszustände vorzubereiten und dadurch

ihren beiderseitigen Eintritt in das künftige gemeinsame Verhältniß zu ebnen gedachte. Aber statt dadurch seinen Zweck zu erreichen, schadete er sich vielmehr bei Florentinen, welcher diese Predigten, wie sie diese wohlgemeinte und einsichtsvolle Zusprache nannte, nachgerade und namentlich für ihre Stimmung zuwider wurden. Ja, sie fühlte zuletzt in der Dual, die sie innerlich dadurch erlitt, die Unaufrichtigkeit gegen Warner in Bezug auf ihr geheimes Vorhaben gleichsam aufgewogen und entschuldigt.

Die gegen die Zeit der Ausführung dieses Vorhabens immer mehr sich steigende Aufregung ihrer Seele mußte endlich Warnern selbst auffallen. Doch vermochte sein ruhiges Wesen so wenig über ihr leidenschaftlich gewordenes Gemüth, das den Gegensatz seiner Ruhe nur für Herzenskälte erklärte, daß sie sich ihm nur mehr verschloß. Warner empfand, daß sie ihm etwas für ihr gegenseitiges Verhältniß Wichtiges verhehle, und hätte sie bei seiner strengen Gesinnung vielleicht alsbald aufgegeben, wenn nicht wiederum eben derselbe redliche Charakter ihn genöthigt hätte, ihre vielleicht in der ersten Versuchung besangene Seele zu erhalten. Er beschloß also, sie im Stillen zu beobachten und wo möglich zu leiten.

Als nun die erste Nacht des Neumonds herangekommen war, begab sich Florentine zitternden Herzens zu der Alten, die unter dem Namen der Mutter Schierlingen allgemein bekannt war. Diese wohnte nicht gerade, wie sonst geheim berüchtigte Personen ihres Schlages, in einem abgelegenen Gäßchen, sondern vielmehr nahe am Marktplatz. Aber ihr Keller, vor dessen Thüre sie ihre Kräuter zum Verkauf ausliegen hatte, wurde von vielen Leuten fast mit nicht minderer Scheu betreten, als ob sie in dem abgelegensten Winkelgäßchen der Stadt gehaust hätte. Denn da stiegen die hinab, die sich der mysteriösen Ceremonie des sogenannten Messens unterwerfen wollten, um sich vor dem Bermagern oder der Schwindsucht und anderem dergleichen Uebel zu schützen; da wurden, wie man sich erzählte, die Knöchlein von dem Finger eines Kindes angewandt, um die Leichdörner zu vertreiben, indem die betreffende Stelle dreimal übers Kreuz zu bestimmter Zeit damit gedrückt wurde, und andere derartige schauer-

liche Feierlichkeiten vorgenommen, um gewisse Gebrechen damit zu heilen; oder auch die Karten gelegt und aus dem Kaffeesatz Prophezeihungen geschöpft, um sich über das Dunkel der Zukunft einiges Licht zu verschaffen.

Florentine hatte sich scheu, mit dem Rosenstocke im Arm und in ihren Mantel verhüllt, unter dem düsteren Scheine der Laterne, durch die Straßen geschlichen, bis sie vor die bewusste Thür kam, an der sie mit Herzklopfen das verabredete Zeichen gab. Auf dieses öffnete sich nach einer Weile das Pförtchen und die knöcherne Hand der Alten leitete die Schauernde eine ziemliche Anzahl Stufen hinab, nachdem der Eingang wieder sorgfältig verriegelt worden war.

„Gut, daß Du zur rechten Zeit gekommen bist, Töchterchen!“ begrüßte die Alte Florentinen, die indeß lebend den Rosenstock aus seiner Umhüllung zu wickeln suchte. „Ich habe alles Nöthige zurecht gemacht. Wärest Du nicht gekommen, so hätten die Ingredienzien, die schon gemischt sind, um nicht Zeit zu verschwenden, bald ihre Wirkung verloren. So können wir bald an das Geschäft gehen. Stelle den Rosenstock mitten auf diesen Block, dann setze Dich still und ohne ein Wort zu sprechen, so lange die Ceremonie dauert, oder bis ich Dich dazu anweise, auf den Sessel daneben und lege die linke Hand auf den Block, ohne sie bis zum Ende davon wegzuziehen. Indessen suche Dir aus Deinem Herzen oder Gehirnchen verschiedentlich recht tüchtige Wünsche aus und stelle sie Dir recht lebhaft vor. Sei standhaft, zu fürchten hast Du Dich nicht, denn es wird dabei durchaus nichts Ungeheuerliches vorkommen.“

Florentine that, wie ihr geheißen, zwar etwas zögernd, doch so, daß es nicht einem Wanken ihres Vorsatzes, sondern nur der Scheu vor etwas Ungewohnten zuzuschreiben war. Denn in dem Gewölbe der Alten befand sich nichts dergleichen, was außer dem Durcheinander bei Kräuterfrauen sonst befindlicher Gegenstände, die Aufmerksamkeit besonders auf sich gezogen hätte. Aber das Bewußtsein, sich unter der Erde zu befinden, das Düstere des weiten Raumes, von dem nur spärlich ein kleiner Theil erhellt wurde, während das Uebrige, im Dunkel sich Verlierende der Phantasie zu rathen gab, so wie die widerliche Geschäftig-

keit der Alten, mußten nothwendig auf Florentine, die in reinlichen Zuständen zu leben gewohnt war, einen etwas schauerlichen Eindruck hervorbringen. Dieser Eindruck verursachte wahrscheinlich auch, daß, als sie wie in Verlegenheit ihren Blick auf die Rosen richtete, sie sich plötzlich mit aller bisher vermißten Klarheit der Gedanken bewußt war, in Folge deren die drei Rosen entsprossen waren. Die Erwägung des Gegensatzes zwischen damals und jetzt trieb ihr das Blut stärker zum Herzen und in die Wangen, und statt sogleich an neue Wünsche zu denken, bat sie gleichsam in ihrem Innern zum Himmel, ihr jene damals gebetenen drei geistigen Güter zu bewahren.

Doch als die Alte, welche unterdeß noch Verschiedenes herbeibrachte, Florentinen ansah, daß ihr Sinnen anderer Art war, als die Absicht, die sie hergeführt hatte, erforderte, ermahnte sie diese sogleich, an den Zweck ihres jetzigen Vorhabens zu denken, und sich weder Zeit noch die geeignete Stimmung entgehen zu lassen. Florentine richtete daher alsbald ihr Augenmerk auf weltlichere Gedanken, und während sie dies that, grub die Alte etwas in den Erdboden unter die Wurzeln des Rosenstrauches, das aber Florentine nicht unterscheiden konnte, ob es ein Knochen, ein Stück Wurzel, Knollen oder dergleichen war. Dann goß die Alte aus einem hölzernen, seltsam gestalteten Becher von einem rothen Tranke so viel, daß das gemachte Loch davon gefüllt wurde, ließ es einsaugen, und wiederholte dies so oft, bis der Becher leer war. Hierauf scharfte sie das Loch wieder zu und zündete eine besonders geformte Kerze an. Mit dieser beleuchtete sie den Rosenstock rundum und von oben nach unten und umgekehrt, indem sie dazu unverständliche Laute zwischen ihren zahnlosen Kiefern hervormurmelte, dann überdeckte sie ihn mit einem spitzen Hute von anscheinend schwarzem Filze, in Form der Filzkappen, worin die Zuckerhüte ihre Gestalt erhalten, nur so weit und hoch, daß augenscheinlich auch nicht eine Blattspitze des Rosenstrauches davon berührt wurde. Dann sprach sie, indem ihr rechter Zeigefinger über der Filzdecke wunderliche Verschlingungen in der Luft beschrieb, vernehmlich folgende Reime:

Die ihr drin und drunten webt,
Die ihr in den Lüften schwebt:

Zeiget euren kräft'gen Willen,
 Laßt drei rothe Rosen quillen
 Und drei Wünsche sich erfüllen!
 Wißt ja, wessen es dann sei,
 Was gewonnen wird dabei.
 Sorgt drum, daß der Spruch gebeh!

Als sie dies mit einer gewissen Feierlichkeit in der Stimme hergesagt hatte, hob sie die Filzdecke von dem Rosenstrauche ab und beleuchtete ihn mit der noch brennenden Kerze, indem sie sagte:

„Nun sieh her, mein Töchterchen, ob nicht der Spruch schon gewirkt hat.“

Florentine fuhr wie aus einem Traume empor, und als ihre Augen wieder zu sehen geeignet waren, erblickte sie unterhalb der drei ersten noch blühenden Rosen um die Mitte des Strauches drei neue Knospen. So sehr sie dies, trotz der natürlichen Erwartung, daß dergleichen eintreffen müsse, in Staunen setzte, so vermehrte sich dies doch, und zwar mit der Beimischung eines hänglichen Gefühls, als sie nun erst wahrte, daß die drei Rosen bleich und welk geworden waren. Wie sie überhaupt während des ganzen Vorgangs nicht gesprochen hatte, so war sie dessen jetzt noch weniger fähig. Die Alte konnte ihr daher nur die ängstlich verwunderte Frage über diese Verwandlung aus den Augen lesen und bemühte sich, sie deshalb zu beruhigen.

Die der Aufregung folgende Abspannung aber machte es Florentinen wünschenswerth, die Alte verlassen zu können. Da diese nun bestätigte, daß nichts mehr zu vollführen übrig sei, händigte ihr Florentine ein Beutelchen mit Geld ein, mit dem die Alte zufrieden schien, nachdem sie es prüfend in der Hand gewägt hatte. Florentine hüllte den Rosenstock wieder in ihren Mantel, stieg, eilig Abschied nehmend von der Alten, die Stufen empor, und fühlte sich einigermaßen erleichtert, als sie das Pförtchen hinter sich schließen und wieder das gewöhnliche Geräusch des alltäglichen Menschentreibens um sich her hörte. Aber ihre Stimmung verdüsterte sich auch sogleich wieder mehr, als sie den vorher sternheiteren Himmel getrübt sah, und der Rosenstock, den sie an die linke Seite gedrückt hielt, schien ihr in's Herz zu brennen. Wie froh war sie, als sie erschöpft in ihrem Stübchen anlangte, sich von ihm befreien zu

können. Sie stellte ihn in einen Winkel und begab sich, matt an Geist und Körper, zu Bette.

Wirre Träume hatten ihren Schlaf beunruhigt und sie wachte mit dem Gefühle einer herzbeengenden Leere auf, die auf das hellere oder dunklere Bewußtsein folgt, ein großes Gut verschert zu haben. Sie empfand, daß sie mit dem Unternehmen in vergangner Nacht die bisherige Unschuld ihrer Seele eingebüßt hatte. Kaum vermochte sie ihre gewöhnlichen kleinen häuslichen Geschäfte zu verrichten, so abwesend war ihre Seele von dem ihr sonst so heimlich lieben Besitztum.

Zu ungewohnt früher Stunde trat Warner in ihr Zimmer und sie konnte einen kleinen Schrecken darüber kaum verbergen. Ihre Verwunderung machte sich in einigen unwillkürlichen Ausrufungen Luft, die eben nicht geeignet waren, Warner's finstere Stirne zu glätten.

„Ich war gestern Abend noch spät hier,“ begann er endlich, nachdem er Florentine eine Weile mit ruhigem, ernstem Blicke betrachtet hatte.

„Das soll wohl als Vorwurf gelten, daß Du mich nicht getroffen hast,“ fuhr sie ihm hastig in die Rede. „Ich will nicht hoffen, daß Du schon jetzt jeden meiner Schritte belauerst und zur Rechenschaft ziehst. Leb' ich Dir noch nicht einsam genug? soll ich jeder Erholung entsagen?“

„Belauerst? — Erholung?“ erwiderte Warner mit mißbilligendem Tone. „Beleidige und täusche Dich und mich nicht ohne Noth. Ich wollte nur das Buch holen, das ich hier vergessen hatte und nothwendig brauchte.“

Florentine wandte sich sogleich, das Buch zu suchen; denn der Anlaß kam ihr erwünscht, ihre durch Warner's sanfte aber verweisende Antwort gesteigerte Verlegenheit so noch besser verbergen zu können. Sie suchte und suchte — das kleine Buch fand sich nicht, sie mußte es in ihrer gestrigen Geisteszerstreutheit verlegt haben, obgleich sie sich nicht erinnern konnte, daß sie es je gesehen hatte. Ihr hastig ängstliches Wesen dabei, so wie daß überhaupt etwas dergleichen in ihrem einfachen Haushalte vorkommen konnte, machte Warner doch stutzen. Er ließ einen leisen Vorwurf darüber fallen, wodurch Florentine, im Gefühle ihrer Schuld, zur unvorsichtigsten Hektigkeit gereizt wurde. In dieser legte sie sein unzeitiges Kommen

von gestern und heute so aus, als ob er damit eine Veranlassung zum Bruche ihres gegenseitigen Verhältnisses suche; ja, sie ging in ihrer weiblichen Unbedachttheit so weit, die Ruhe und Sanftmuth seines Benehmens auf's Uebelste zu mißdeuten.

Warner fühlte endlich dadurch eben so sehr seine Geduld erschöpft, als sich in seiner innersten Würde verletzt. Er sah Florentinen nur mit stummem Erstaunen eine Weile an und unterbrach sie dann:

„Fahre nicht weiter fort, Florentine! Ich habe Dich in Deiner Eingezogenheit lieben gelernt, ich glaubte mich zu Deinem Beschützer und Lebensgenossen berufen. Ich muß dies jetzt als Irrthum erkennen, da sich Deine Gesinnung geändert hat. Ich wollte nur Dein Glück in dem meinigen; jetzt würde ich Dich und mich nur unglücklich machen. — Erlaube mir nur noch, mein Buch zu suchen.“

Hiermit begann er, an allen Stellen nachzusehen, wo es möglicherweise hingerathen sein konnte, während Florentine wie erstarrt seinem Suchen stumm zusah. So rückte er auch den Rosenstrauch aus seinem dunklen Versteck ein wenig hervor, und fand das Buch dahinter. Als er jenen wieder an seine Stelle setzen wollte, fiel ihm sowohl auf, daß er an ungewohntem Plage stand, als auch, wie er sich so plötzlich verändert hatte. Er richtete hierauf einen bedeutungsvoll fragenden Blick auf Florentinen, die sich bleich und stumm, wie einer Ohnmacht nahe, in die Sophaecke niedergelassen hatte, und sagte nach einer Pause:

„Die Blumen unseres Glückes scheinen also verblüht! — dafür aber andere für Dich zu sproßsen. Möchte es nur auch wirklich so sein! — Jetzt sehe ich den Zusammenhang klar,“ fuhr er nach einigem Sinnen fort, „ich bezweifelte die Aussage eines Freundes, der Dich auf seinem Morgenspaziergange mit jener bekannten Alten wollte haben sprechen gesehen, — Deine gestrige Abwesenheit und heutige Gereiztheit und Betäubung, und diese Blumen? — O! um alles wahren Glückes willen, Florentine —!“

Diese riß sich jetzt gewaltsam aus ihrem stumpfen Zustande empor und unterbrach ihn mit den Worten aus gepreßter Brust: „Um des Himmels willen! nur jetzt keine Predigt!“

Warner sah sie eine Sekunde lang wie versteinert an. So also konnte sie sein bestes Wollen mißachten? So wenig also hatte er auf sie wirken können, daß sie seines redlichen, wohlgemeinten Thuns spottete? — Schnell wandte er sich, um sie ohne ein Wort weiter zu verlassen. Doch schon im Begriff, die Thüre zu öffnen, kehrte er noch einmal zu ihr zurück, faßte sie sanft bei der Hand und sagte wehmüthig, doch herzlich:

„Ich verlasse Dich um Deiner und meiner Ruhe willen — denn Du willst es nicht anders — vielleicht auf immer. Doch solltest Du dereinst, was ich Dir nicht wünsche, den Rath eines ernstesten Freundes bedürfen, so darfst Du unter allen Umständen auf den meinigen rechnen.“

Und mit festem Schritte verließ er ihr Zimmer.

Florentine war keines Wortes der Erwiederung mächtig gewesen. Auch jetzt, als sie allein war, wollte sich der Krampf ihrer Brust noch nicht lösen, obgleich sie Warnern mit allen Engelsstimmen hätte zurückkaufen und ihm ihr Unrecht abbiten mögen. So sank sie wieder nach einer langen Weile Hinstarren, und nachdem sie zuvor die Thüre verriegelt hatte, in das Sopha zurück und verharrte in qualvoller Dumpsheit, bis gegen Abend die Stunde herannahte, in welcher Warner sonst zu kommen pflegte. Da litt es sie nicht mehr im engen Zimmer. Sie raffte sich auf, warf sich den Mantel um und verließ leise das Haus, damit die Frau Keller sie nicht gewahrte. Denn sie hatte vor dieser, die ein Paar mal angeklopft, ihre Anwesenheit verleugnet.

Florentine war kaum wenige Straßen wie im wachen Traume durchgegangen, als sie in einiger Entfernung Warner mit einer weiblichen Person, ihres Alters ungefähr, vor sich her eilen sah. Neugier, die sich zum heftigsten Unwillen, ja Zorne in ihr steigerte, weil sie nun Warner's Benehmen für die kalte Absichtlichkeit des Treuerraths hielt, beschleunigte ihre Schritte, um das Paar zu erreichen, und wenigstens den Treulosen zu entlarven. Sie war so blind ihrem Wahne nachgerannt, daß sie erst nach einiger Zeit merkte, sie befände sich mitten unter einem Gewühl von Menschen, welches irgend einen Auflauf bedeutete. Ehe sie es sich versah und Rückzug nehmen konnte, hatte sich das Gewirre zu einem dichten Knäuel

um sie her geballt und sie von allem Ausweg abgeschnitten. In ihrer Herzensangst gab sie kaum darauf Acht, was die Ursache des Tumultes sei, sondern nur mit ihrer Befreiung beschäftigt, da sie sich von nichts als rohen Gesichtern umgeben sah, entschlüpfte ihr fast laut der Wunsch, irgend Jemand zu finden, der sie aus diesem Gedränge rettete. Und kaum war der Wunsch über ihre Lippen gekommen, als sie sich von der Seite her mit wohl lautender Männerstimme anreden hörte. Sie wandte sich nach ihr hin und erblickte einen jungen Mann von höchst einnehmendem Aeußeren, der sie bedauerte, in diesen Tumult gerathen zu sein, und um die Erlaubniß bat, sie daraus befreien zu dürfen. Zögernd, doch nur zu gern, nahm Florentine sein Anerbieten an, und bald hatte er sie außer alle Gefahr gesetzt. Sie konnte es nicht ablehnen, als er in sie drang, sie vollends bis nach Hause begleiten zu dürfen, um, da bereits der Abend dunkle, gewiß zu sein, daß ihr nicht auch sonst noch Unangenehmes begegne. Seine Stimme hatte etwas so Einschmeichelndes für sie; so hatte Warner niemals gesprochen; so hatte noch Niemand selbst ihren nur äußerlichen Werth anzuschlagen gewußt, sie fühlte sich eigentlich zum ersten Male beglückt, daß sie Jemanden beglücke.

Vor ihrer Haushüre angelangt, entfernte sich der Fremde bescheiden, mit der Bitte, sich morgen bei ihr erkundigen zu dürfen, ob ihr der Schrecken auch nicht geschadet. Konnte sie ihm dies abschlagen? Für wen hatte bis jetzt ihr Befinden solches Gewicht gehabt? Hatte Warner jemals ihr solche zarte Aufmerksamkeit erwiesen, als dieser fremde, schöne junge Mann? Sie fühlte sich wunderbar getröstet über Warner's Verlust; sie hielt diesen Zufall gerade an diesem Tage für eine ihr günstige Fügung des Schicksals, ja ihre Gedanken führten sie sogar so weit, sich glücklich zu preisen, daß sie nicht mehr an Warner geknüpft sei; was hätte aus ihr werden sollen, wäre das Bild dieses Mannes nicht zwischen sie und Warner getreten! — Durfte sie Wünsche hegen, da in seiner Theilnahme an ihr so viel Wärme gelegen hatte?

Sie hegte sie, bewogen durch einen unwiderstehlichen Zug, den sie für einen sympathischen

erklärte, mit einer Kühnheit, deren ihre Seele sonst ungewohnt war, fest entschlossen, dem Glücke entgegen zu kommen, daß sich ihr nicht zum zweiten Male so günstig darbieten dürfte. Und indem sie die Thüre ihres Gemaches öffnete, vernahm sie ein Klingen in demselben, das wie volle Accorde von Harmonikaglocken, ihre Nerven mit süßem Reiz durchschauerte. Als sie näher hinhorchte, wurde sie inne, daß es aus dem Winkel, wo der Rosenstock stand, herkam und eben zu verhallen begann.

Sogleich nahm sie den Strauch hervor und hielt ihn gegen den letzten verglimmenden Abendschein. Da sah sie, daß die eine der Knospen voll und eine zweite zur Hälfte aufgeblüht war. Aber auch jetzt war die Freude wieder mit der Besorgniß gepaart, daß sie wiederum einen Wunsch gethan haben müsse, von dem ihr Wille nichts wisse. Nach vielem Zersinnen gedachte sie endlich des Wunsches, aus der tumultuirenden Menge gerettet zu werden. Es erschien ihr unerträglich, jedes gewöhnliche unwillkürliche Verlangen sich als einen Wunsch von Bedeutung und Gewicht angerechnet zu wissen.

Augenblicklich begab sie sich daher zur alten Frau Schierlingen, der Kartenlegerin und Kräutersammlerin, und klagte dieser ihr Leid. Diese aber gab ihr diesmal wenig Trost, tadelte sie geradezu über ihr unvorsichtiges Wesen, daß sie ihre Gedanken nicht besser bezähmen könne, denn die Unteren verständen wenig Spaß. Und als Florentine fragte, ob dem Rosenstocke, wenn nun einmal auf solche Weise die Kraft einer Blüthe unnütz verschwendet sei, nicht noch einige oder wenigstens Eine zu entlocken wäre, erwiederte die Alte sehr ernst und streng, daß sie sich auf's Höchste vor solchem Zwang und Mißbrauch des ihr einmal Gestatteten hüten sollte. Florentine konnte und wollte gar nicht begreifen, warum, was das eine Mal möglich gewesen, nicht auch ein andres Mal möglich sein sollte. Die Alte aber entließ sie mit dem kurzen Bescheid:

„Nun, nimm Dich nur in Acht, daß nicht der Schaden größer wird als der Vortheil, den Du davon ziehen willst. Nur in der höchsten Noth komme wieder zu mir.“

So entlassen kam Florentine in großer Unruhe

nach Hause. Sie war sehr verdrüsslich darüber, daß, wenn einmal die Aussicht auf die Erfüllung, wie sie meinte, vernünftiger Wünsche gegeben sei, diesen auch zugleich so eigensinnige Grenzen gesteckt wären.

Die Nacht verging ihr ohne Schlaf. Daß Warner sie verlassen, that ihr erst weh, dann aber brachte es sie auf. Sie dachte sich die quälendsten Gründe aus, warum, und die erbitterndsten Vorstellungen, wie er es gethan. Konnte sie jetzt so allein bleiben, und verdiente das Benehmen Warners nicht Vergeltung? Und diese lag ihr so nahe, so reizend vor ihrer Seele. Die neue Bekanntschaft von heute versprach ihr ein ganz anderes Leben, als ihr Warner jemals hätte gewähren können, und was lag denn Verbotenes darin?

Auch als der Morgen ihr endlich gestattete, das heute so qualvolle Lager zu verlassen, spielte sie die wilden Gedankenmelodien der Nacht aber- und abermals während des Aufräumens durch, so daß sie zuletzt in höchster Aufregung mit dem Fuße den Boden stampfte und ausrief: „Ja, ich will, daß er mich liebe, denn ich liebe ihn!“

Und ein leichter Knall und Blitz kam aus dem dunklen Winkel vom Rosenstocke her, und ein leises betäubendes Singen und Klingen folgte darauf, das wie Geistergeflüster durch das Zimmer zog und Florentinens Brust von höchstem Wonneschauer erbeben machte. Und ehe sie noch die Ursache davon mit ihren Augen erforschen konnte, hörte sie scharfes Wagengerassel die Straße herabkommen, feurigen Hufschlag dem Hause sich nahen; und bevor sie noch das Fenster öffnete, um ihre Neugier zu befriedigen, wer die selten befahrene Straße so in Aufruhr bringen könne, hielt im Nu ein Wagen mit schnaubendem Viergespann vor ihrer Thüre. Und in leichtem, lustigem Satz sprang aus dem geöffneten Kutschenschlage heraus — ihr Begleiter von gestern Abend. Sie hätte in die Erde versinken mögen. Wie mußte sie vor ihm erscheinen und wie wenig war überhaupt ihre ganze Einrichtung zum Empfange eines solchen Herrn geeignet. Dieser aber trat rasch mit jener leichten, Alles übersehenden Grazie der Leute von Stande in ihr Zimmer ein, und sie begriff nachher nicht, durch welchen Zauber des Benehmens

er sie in Kurzem über alle Rücksichten und Bedenklichkeiten so schnell hinweg hob, daß sie sich bald vertraut mit ihm fühlte. Er wußte ihr Alles, worüber sie sich entschuldigte, in solchem Lichte darzustellen, daß sie sich selbst über die Befangenheit und Schwerfälligkeit wunderte, mit der sie bisher ihr Hauswesen so wie ihr eignes als Gegensatz zu vornehmeren Zuständen betrachtet hatte. Jetzt kam ihr der Abstand nicht so gewaltig groß vor, und sie wurde mit Vergnügen inne, daß es doch allein in der Welt darauf ankomme, wie man sich zu ihr stelle und die Dinge ansehe und behandle.

Sein Benehmen, seine Unterhaltung bezauberte sie; tausenderlei hörte sie aus seinem Munde, was sie noch nie vernommen hatte. Eine dunkle Ahnung zwar hatte ihr schon längst zugestüstert, dergleichen ohngefähr sei es, was das Leben erst reizend mache; aber wie anders wurde jetzt diese Ahnung durch die lebensvollste Wirklichkeit erfüllt! Er hatte für jede Kleinigkeit in ihrem Zimmer Aufmerksamkeit und ein stetes neuklingendes Lob dafür bereit, wie sie angebracht oder erhalten sei. Und wenn er ihr selbst schmeichelte, so war es von ihm so ungezwungen herbeigeführt und doch so betont, daß es ihr wie reine Wahrheit vorkam und ihr doch wie jeder Schmeichelnektar mundete. Warner hatte das Leben immer so schwerfällig ernst angefaßt; Clifton — so nannte sich der Fremde und gab sich für einen reisenden Engländer aus, der sich zum Zeitvertreib die Welt besehen wollte — Clifton faßte das Leben und seine Interessen nur leicht und von seiner heitern Seite auf. Und während Jener nur immer von bedeutenden Dingen aber schlicht sprach, erging sich dieser meist über das Nichtigste in Reden, die auch dem Unwerthesten Werth verliehen.

Natürlich nahm er auch den Rosenstock in Augenschein und spendete ihm gehöriges Lob, doch so, daß das Meiste davon auf die Pflegerin fiel. Florentine sah jetzt, daß die zweite der späteren Rosen voll aufgeplatzt war. Sie konnte ihre Freude darüber so wenig verbergen, daß sie die Eigenschaft des Strauches im Allgemeinen verrieth, indem sie das Wahrgenommene scherzweise als ein liebliches Spiel des Zufalls darstellte, woran weibliche Deutungssucht sich ergötzte, und theilte ihm

das kurz vor seinem Eintritt damit Vorgefallene mit.

Clifton lächelte fein und stellte sich entzückt verwundert. Sein Lächeln wollte ihr nicht recht gefallen, doch tadelte sie sich im nächsten Augenblicke wieder selbst darüber, als sie es sogleich wieder in die heitere Offenheit seines ganzen Wesens übergehen sah.

„Sie sollten aber nichts Unschönes um sich dulden,“ sagte er mit schmeichlerisch rathendem Tone; „und das einzig Unschöne in ihrer Umgebung sind die welken, bleichen drei oberen Rosen. Erlauben Sie“ — und dabei griff er nach einer Scheere, die auf dem Nähtischen nahe daran lag, und das frühere Lächeln zeigte sich wieder in seinen Mundwinkeln, — „sie sind durchaus Ihrer unwerth und haben das ihrige gethan.“

Und damit hatte er, noch eh' es Florentine hindern konnte, die beiden untersten abgeschnitten, die sich unter seinen Fingern, noch ehe sie vom Stengel getrennt waren, entblätterten und ganz zu Staub gemürrt auf den Tisch fielen. Als Clifton aber eben die Scheere auch an die dritte legen wollte, fiel ihm Florentine in den Arm und rief mit einem von Scheu und Angst gemischten Tone:

„Nein, bitte! bitte! — rauben Sie grausam mir nicht auch noch diese!“

„Und warum nicht?“ erwiderte er. „Sehen Sie, wie schlecht sie zu den unteren steht, die feurig und lebensfrisch blühen wie Sie selber.“

„Sie hat mit ihrem Blühen meine glücklichen Tage begleitet.“

„Es werden Ihnen schönere, glücklichere Tage kommen, zu denen das Prangen der unteren Rosen besser paßt.“

„Noch sind diese nicht da. Sie mögen es vielleicht eine Grille nennen; aber ich bin ein Mädchen. Darum bitte ich dringend, lassen Sie sie mir.“

Das Nachgeben Clifton's wurde von einem süß-sauren Lächeln begleitet, das sich in einem schlecht verhehlten spöttisch-grimmigen Zuge endete. Florentine schämte sich fast, so altmodische grillenhafte Anhänglichkeit an etwas so Werthloses, wie eine verwelkte Blume, gezeigt zu haben, denn sie legte sich das Lächeln Clifton's als stillschweigende Mißbilligung darüber aus; aber

sie konnte nicht anders; diese Rose war und blieb ihr werth und heilig — sie war sich selbst nicht klar, warum? —

Daher entzog sie auch nächster Tage den Rosenstock Clifton's Blicken, die, wie es ihr schien, immer mit einem gewissen Tadel darauf ruhten, als ob sein Geschmack die Verunstaltung nicht ertragen könne. Kein Tag verging, daß er nicht kam und ihr irgend etwas Ausgesuchtes mitbrachte. Und er fand sichtlich Freude daran, wie sie nach und nach immer mehr ihre Blödigkeit ablegte und von selbst Dinge naiv zu fordern anfing, wenn sie in der Stadt an den Kauf- und Juwelenläden vorübergingen, deren Preis nur ein reicher Engländer zu bezahlen vermochte. Bald kam er nicht mehr in die Verlegenheit, was er ihr anbieten sollte — sie wußte immer seine Schatulle offen zu erhalten. Eine gräßliche Wohnung, ein fast fürstlicher Hausstand, eine glänzende Equipage gehörten ihr bald nur zu den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens. Von einem besonderen Rufe im Munde der Menschen hatte sie früher in ihrer zurückgezogenen Lage nie viel erfahren, darum achtete sie auch jetzt nicht auf ihn. Von ihrer ganzen früheren Habe, ihrem ganzen früheren Wesen blieb ihr nur noch Ein Gegenstand, nur noch Ein Zug übrig, und dies war der Rosenstock und ihre Liebe für ihn und besonders für die verschont gebliebene obere welke Blüthe.

Seltzam war es, daß sie in all dem Glanze und der Fülle, worin sie lebte, sich doch in manchen Stunden, wie bei etwas außer jenen nach Befriedigung suchend, in die Einsamkeit des Zimmers, in welchem sie noch den Rosenstock vor den höhnischen Blicken Clifton's verbarg, wie zu einem stillen Freund und Tröster flüchtete; seltsam, daß Clifton, in dessen Besizthum, und somit ganz von ihm abhängig, sie doch jetzt lebte, sie nur öfters bald mild, bald spizig zu bereden suchte, seinem Wunsche das Einzige, jene Rose zum Opfer zu bringen, nie aber selbst auch nur den Anschein zeigte, Hand an sie zu legen. Wie demüthig schlich er dann nur, nach Florentinens jedesmaliger Weigerung, aus ihrer Nähe, indeß sie, auf's Neue an die Rose gemahnt, sich still vor sie hinsetzte, alte Träume nachträumte, und die prangenden

Blumen darunter unbeachtet ließ. Dann gab sie sich wieder neuen Lustbarkeiten hin. —

Jedes rauschende Vergnügen schärft in ihr nur den Durst nach einem neuen, größeren; von jedem blieb sie unbefriedigt, und es nagte eine Sehnsucht nach Höherem, nach reineren Zuständen in ihr, die sie in der Unkunde ihres Herzens durch ein verschwenderisches Leben zu betäuben, zu tödten suchte. Auch die gesegnete Gemeinschaft mit Clifton, dessen Wesen ihr nachgerade unheimlich wurde, war ihr ein Wurm, den sie doch nicht zu beseitigen vermochte.

So kam es, daß sie auch in der Neigung wechselte, und dazu einen jungen Mann erkor, der häufig ihre Zirkel besuchte, sich längst vorzugsweise ohne Erfolg um ihre Gunst bemüht hatte, aber erst jetzt Gnade vor ihren Augen fand, weil sie nun zu entdecken glaubte — daß er Aehnlichkeit mit Warner hätte. Clifton lächelte, als er dies bemerkte, auch hierzu nur leise und überließ sie ungestört ihrem Gange.

Bald gewahrte Florentine mit Schrecken, daß Wendheim — so hieß der junge Mann — das gerade Gegenstück von Warner war. Wie oft wurde sie an diesen durch die vermeinte äußere Aehnlichkeit und die größere Unähnlichkeit erinnert! Aber ihre franke Seele fand selbst im Grauen Reiz.

Eines Tages stürzte Wendheim ihr zu Füßen und flehte, forderte, drohte — ihm eine ungeheure Summe zu schaffen, die er im Spiel verloren hatte. Was sollte sie thun? — Clifton durfte davon nichts erfahren. Sie hatte seit ihrem Zusammenleben mit Clifton nicht mehr nöthig gehabt, an die Eigenschaft des Rosenstockes zu denken. Die Angst preßte ihr endlich die Erinnerung daran ab. Sie wünschte die erforderliche Summe; die letzte Knospe platzte und klang — jetzt schnitt es ihr durch die Seele — und verklang nicht sanft und lieblich, wie früher, sondern endete mit einem schrillenden Laute. Und beinahe gleichzeitig trat ein Mohr mit einer Schatulle in ihr Gemach, mit der Meldung, daß Herr Banquier Boland ihr hier das Gewünschte übersende. Sie schauderte. — Clifton lächelte den Tag noch spitzer als jemals.

Nicht gar zu lange darauf setzte Wendheim sie in dieselbe Verlegenheit. Zwar weigerte sie sich

diesmal ernstlich, in seine Forderung zu willigen — es war die letzte Rose gewesen; — als aber Wendheim endlich davon sprach, daß sie sein Leben dadurch auf's Spiel setze, da war sie so unbesonnen, ihm Hülfe zuzusagen. — Unter der Hülle der Nacht ging sie also selbst mit dem Rosenstocke, wie damals — was blieb ihr sonst übrig! — zur Mutter Schierlingen. Staunend empfing die Alte Florentinen. Als aber der Rosenstock und das damit verbundene Anliegen zum Vorschein kamen, wollte sie durchaus nichts davon hören. Nur eine sehr volle Börse und das dringendste Bitten vermochten sie endlich dazu. Sie nahm die früheren Ceremonien vor, schüttelte jedoch von Zeit zu Zeit unwillig mit dem Kopfe; veränderte manches in den Formalitäten, und gab nach ungleich länger als das erste Mal darüber verflorner Zeit den bestimmten Bescheid, daß ihre Künste nichts mehr darüber vermöchten; ein größerer Meister sei schon dabei im Spiele gewesen. Florentine erschrak heftig bei dieser Auskunft; eine furchtbare Ahnung des Wahren durchschauerte ihre Seele, und ohne ein Wort weiter zu verlieren, entfernte sie sich. Die Nacht verging ihr unter qualvollen Entschlüssen.

Noch in der Frühe trat sie vor Clifton und rief in gebieterischem Tone: „Verschaffe mir sogleich zehntausend Thaler!“

„Und wozu? wenn ich demüthigst fragen darf, da Du Alles besitzt, was sich Dein launisches Herz wünschen mag.“

„Um Jemand — — doch wozu das Umgehen! — um Wendheim zu retten.“

„Dein Rosenstock also hat nur noch einmal für den Buhlen ausgereicht?“

„Allerdings! denn er liegt unter Deinem Zauberbanne; Du hast ihn mit Deinen Fingern berührt, Deinen Hauch über ihn ausgegossen.“

„Haha!“ höhnlachte Clifton mit dämonischem Grinsen, „hat Dir das gestern Abend Mutter Schierlingen, meine Frau Gevatterin, verrathen?“

„Nicht so ganz; aber ich habe das Wahre errathen.“

„So?“ erwiderte er gedehnt, und fuhr dann mit höhrender Liebfosung fort: „Nun sieh, mein Schätzchen, mein Meerkäzchen! — so wirst Du Dir auch denken können, daß ich Dir tausend

solche Rosen schaffen kann, wofür Du mir nur die eine schlechte zu überlassen brauchst."

"Nicht um die Welt! Jetzt seh' ich erst ihren wahren Werth; er ist so groß als mein Wille — eine Treue über Alles festzuhalten."

In dem Augenblicke meldete ein Bedienter, daß Herr Wendheim Florentinen eiligst und dringend zu sprechen wünsche. Lauernd ruhte Cliftons Blick auf ihrem Kampfe mit sich selbst. Und als er sie sich plötzlich ermannen sah, sagte er mit Nachdruck: "Bedenke!"

"Nicht einen Augenblick länger!" erwiderte sie bestimmt, und sagte zum Diener gewandt: "Herrn Wendheim sage, er dürfe sich keine Rechnung machen."

Clifton erblaßte und die Zornader auf seiner Stirn füllte sich.

Einen Moment tiefe Pause. Dann ein Knall wie von Feuergewehr in einem entfernteren Zimmer — worauf Clifton helllaut aufschrie. Jetzt eilten Beide dem Orte zu, von woher der Schall gekommen war. Als sie die Thüre öffneten, lag Wendheim in seinem Blute entseelt da. Florentine starrte entsetzt den Leichnam an, wurde aber durch Gelärm hinter sich aus der Schreckbetäubung erweckt. Da sah sie Clifton wie toll und rasend in dem Zimmer umherspringen, auf die Stühle hüpfen und nach etwas in der Höhe haschen. Es war ein Schmetterling, der sich im Zimmer gefangen haben mußte, und nun rathlos nach Freiheit suchend darin umherflatterte. Haß und Schadenfreude gegen Clifton ließen sie eilig das Fenster öffnen; und der Schmetterling flog freudig in die blaue Luft hinaus.

Clifton raste; seine Zornader schwoll bis zum Zerspringen, und in wilder Wuth stürzte er jetzt auf Florentinen los. Diese floh in das nächste Zimmer, wo der Rosenstock stand, eilte auf diesen zu, riß mit einem Griffe diesen aus seinem Boden, mit einem zweiten vom Stamme die Zweige ab, woran die untern Rosen hingen, und warf diese Clifton, der ihr tobend nachgefolgt war, mit den Worten zu Füßen:

"Wir sind quitt; hiermit sage ich mich von Dir und allem Zauber los!"

Die am Boden liegenden Rosen wurden Flämmchen, die immer höher emporleckten. Clifton fuhr

auf Florentinen grimmig zu und wollte sie an sich reißen. Da hielt diese, wie in gedankenloser Abwehr, ihm die weiße Rose, die noch an der Spitze des nach unten zu entblätterten Stämmchens schwebte, entgegen und rief: "Hebe Dich von mir!"

Da glözte sie aus Qualm und Gluth ein entsetzliches Ungethüm an, — und sie verlor die Besinnung.

Als Florentine wieder zum Bewußtsein kam und noch ehe sie die Augen aufschlug, vernahm sie laute Freudenäußerungen, daß sie wieder in's Leben zurückkehre, und die Stimme war die der guten Frau Keller, ihrer ehemaligen Hausgenossin. Dieser hatte sie ihr von der Tante ererbtes Häuschen unentgeltlich zu freiem Gebrauch überlassen, als sie in die große Welt und damit in's Wohlleben trat. Dafür hatte Frau Keller das Stübchen Florentinen's unverändert und unbewohnt gelassen, wenn diese etwa, durch Geschick oder eignen Hang bewogen, in ihr Besitzthum wieder zurückkehren sollte. In diesem ihrem Stübchen erwachte Florentine. Der Tag schien wie ehemals so heimlich traulich durch die geschlossenen Gardinen mit gedämpftem Lichte über ihr Bett, die Wanduhr sang wie ehemals ihr einsörmiges, aber so gewohnt liebes Ticktack durch die Stille des dämmerlichten Raumes, und nur Frau Keller schlich auf leisen Socken trippelnd hin und her und wußte ihrer Freude kein Ende.

Florentinen kam in den ersten Minuten durchaus nicht in's Gedächtniß, was sich in der Zwischenzeit zwischen damals, als Warner noch bei ihr aus- und einging, und jetzt Alles mit ihr zuge tragen hatte. Sie fühlte ihre Brust nur von einer großen Last, sie wußte nicht welche, erleichtert und wunderbar bewegt, sie wußte nicht, wovon. Endlich tauchten einzelne Bilder, wie im dunklen Zimmer durch eine camera obscura hervorgebracht, vor ihren inneren Augen auf und zogen an ihr vorüber. Und als sie so ihr kürzlich vergangenes Leben mit dem längst vergangenen, ihrem jetzigen Erwachen gleichen, zusammenhielt, da erleichterte sich ihre Brust durch einen gewaltigen langanhaltenden Thränenstrom vollends.

Jetzt erst konnte sie von Frau Keller ruhig und mit Aufmerksamkeit Folgendes vernehmen: daß

sie seit sechs Wochen ohne Bewußtsein auf dieser Stelle in heftigem Fieber zugebracht habe, seit dem Tage, an welchem der Palast, den sie bewohnt, plötzlich an heiterem, hellem Morgen, man wisse noch nicht, durch welche Ursache, in Feuer aufgegangen und bis auf die Sohle niedergebrannt sei. Nichts habe man aus den Flammen retten können, als sie, und dies sei durch Warner geschehen, der sie auf den Armen aus dem Brande zu ihr her getragen, ohne sonst etwas zu äußern als die Bitte, ihrer wohl zu pflegen. Oft habe dann seine Schwester, die an dem Tage, als er das letzte Mal bei Florentinen gewesen, gerade angekommen sei, nachgefragt, wie es mit ihr gehe, sei auch wohl Stundenlang an ihrem Bette geblieben, wenn sie einmal auszugehen benöthigt gewesen. Warner aber habe sich nie mehr blicken lassen, und seit drei Tagen sei auch die Schwester nicht mehr wiedergekommen.

Diese Mittheilungen hatten Florentinen angegriffen. Sie dankte der guten Frau nur mit einem Blick und einem leisen Druck der Hand und fiel nach kurzer Zeit in tiefen, ruhigen Schlummer. Erholt erwachte sie, und ihr erster Blick fiel jetzt auf die Rose, die nun, vollkommen zur weißen geworden, in aller Frische und Fülle in einem Glase Wasser auf dem Tischchen vor ihrem Bette stand. Frau Keller sagte, Florentine habe diese in festverschlossener Hand gehalten, als Warner sie hergebracht.

Mit freudeglänzendem Auge sah sie die Rose fortwährend an, und der Anblick derselben schien sie sichtlich zu stärken, so daß sie in Kurzem das Lager verließ. Und ihr erstes Geschäft war, die Rose in frische Erde zu setzen, wonach diese auch von Neuem ausschlug und kräftig grünte. Doch behielt sie nur die eine, aber nie welkende Blüthe.

Fortan war Florentinens Leben ein still ernstes Wandeln und Sinnen durch die immer gleichen Tage; ihr Walten stilles, lautloses Wohlthun; ihre Freude die Tauben und Blumen wie ehedem; ihr größtes Glück der Besitz der Rose; ihr ganzes Wesen duldbende Ergebung in höhere Fügungen. Nichts bekundete eine besondere Regung ihres Gemüthes, außer etwa einmal ein leises Zeichen der Erinnerung an Warner.

Karl Citner.

Das Kettchen.

Du fragst mich, was bedeute
Das Kettlein, dran der goldne Reif,
Das auf der Brust ich trage,
Nach dem so oft ich ängstlich greif'.

Das Kettlein und das Reifchen
Erzählt Dir all mein Lebensglück,
Erzählt Dir all mein Leiden,
Das ewig bleibt im Herz zurück.

Als sie mir Treu geschworen,
Als sie mir ganz ihr Herz geschenkt,
Hat sie das goldne Kettchen
Mir liebend, fesselnd umgehängt.

Und als ich dann nach Jahren
Zurückgekehrt zum Heimathland,
Als ich — voll süßer Hoffnung —
Mein Liebchen auf der Bahre fand:

Da schnitt von ihren Locken
Ich diese ab, im herbsten Schmerz,
Schloß sie in's goldne Ringlein,
Und trug sie trauernd auf dem Herz.

Und such' ich Trost in Leiden,
Entflieh ich dem Gewühl der Welt,
Seh' ich auf Ring und Kettchen,
Und ird'scher Hülle Schwere fällt.

Dann weben um mich Geister,
Die rufen mir: „Sie lebt Dir noch,
Trennt Dich das Grab auch Jahre,
Du find'st sie endlich drüben doch!“

Emil Wagner.

Correspondenz - Nachrichten.

Aus München im September.

Wenn man von Salzburg nach München reist und schon von ferne her die braunen Zwillingsthürme der Kathedrale gleich zwei aufgehobenen Schwörfingern durch den stets ob München qualmenden Nebel (ich rede hier nicht figürlich) in eine reinere Luft vergeblich emporstreben, kommt man endlich durch eine lange Reihe von Ziegelbrennereien, die sprechendsten Propyläen einer von

Bauwuth krankhaft ergriffenen Stadtbevölkerung — und diese Krankheit, versichere ich Sie, ist ansteckend: sie hat sich hier über alle Stände ausgebreitet und ist unter anderen bedenklichen Symptomen von Schwindel (Seitens der Capitalisten und Bauunternehmer), von einer gewissen unerquicklichen Leerheit (der Börse) und von einem schmerzhaften Drucke (für Diejenigen, so mittels des „Bierpfennigs“ und anderer Abgaben das Geld für manche Luxusbauten liefern müssen) begleitet.

Ich war lange unentschlossen gewesen, von welcher Seite her ich zum ersten Male in meinem Leben das vielbesprochene Neu-Athen besuchen sollte, denn der erste Anblick gilt gar Viel.

Ich finde, nebenher bemerkt, dieses Epitheton für die gute Isarstadt doch nicht ganz passend; denn die Masse der hier lebenden Maler, unter welchen allerdings einige Auszeichnete und etwa ein halbes Hundert Vorzügliche sind, dann der Umstand: daß Schwanthaler die halbe Welt von hier aus in der gegenwärtigen Monumentalkrisis mit Reliefs und kolossalen Statuen zum Theile kleiner Fürsten und in ihrem Leben ohne alle Unterstützung und Aufmunterung gelassener Dichter versieht; dann die Menge in Eile aus dem Boden, aber gleich den Rattigen nicht recht in die Lüfte wachsender Gebäude und auf den nassen Kalk gepinselter Malereien machen noch lange kein Athen aus.

Freilich, Eulen — d. h. lichtscheues Ges. Geflügel haben wir hier mehr als genug. Man darf aber ja nicht glauben: daß unsere Straßenbeleuchtung aus Rücksicht auf dieselben so schlecht ist und daß wir ihretwegen keine Gasbeleuchtung haben; sie schweifen vielmehr am hellen Tage umher und erfreuen sich der sie bestrahlenden Sonne und Gnade; sie sind civilisirt genug, um ihre Fänge und Krallen zu verbergen, welche sie nur ganz im Verborgenen fühlen lassen; sie haben zum Theil geschorene Köpfe, zum Theil langherabwallende Haare, zeichnen sich durch lange Röcke und Talar aus, gehen aber auch im eleganten Frack oder in reichgestickten Uniformen, lehren von Kathedern zc.

Eine derselben scheint viele Hinneigung zu dem Berufe der Hyänen zu haben, denn sie hat die Kaisergräber der Hohenstaufen aufgewühlt und nach excommunicirten Gebeinen durchschnüffelt.

Aber die Platon, die Sophokles fehlen. Tyrannen haben wir dafür mehr als dreißig, weit mehr! ein ganzes Schreiberheer kleiner Tyrannen, und könnten damit anderen daran nothleidenden Städten, z. B. Boston, Newyork, Philadelphia zc. aushelfen, denn in Deutschland und der übrigen alten Welt würden wir wegen bereits überflüssig gedecktem Bedarfe schwerlich Absag finden.

Die Poesie hat hier keine Verehrer, welche ihr unter die Arme oder in den Beutel hilfreich griffen, obwohl sie auf und zunächst dem Throne praktisch ausgeübt wird.

Unsere Buchhändler verlegen bloß Andachts- und theologische Streitschriften, werden aber so dick und fett dabei, wie deren Herren Verfasser.

Ein Sokrates würde freilich mehr auf der Polizei als im Freien seinen Meditationen nachhängen, — den Giftbecher aber könnte das dießjährige schlechte Bier manches reichen Brauers ersetzen, welches zwar hoch im Preise steht, aber nichts weniger als Preis verdient.

Am meisten fehlt München, um den Namen „Neu-Athen“ würdig zu tragen, der attische Sinn im Volke und das attische Salz, welches als conservirendes Mittel gegen Fäulniß bei gegenwärtig herrschender geistiger Stagnation doch sehr zu empfehlen wäre.

Doch wir haben, Gott Lob! Reichenhaller und Rosenheimer Salz dafür und mit diesem würzt denn der gering besoldete Subalternbeamte das nothdürftige Brod und die Kartoffeln seiner zahlreichen Familie bei dieser durch die erleichterte Kornausfuhr so harten Zeit. Die Münchner selbst haben aber auch zu vielen gesunden Hausverstand, um Athener sein zu wollen; vielmehr sprechen sie von diesen und überhaupt von den Neugriechen seit den letzten Ereignissen in ziemlich despectirlichen Ausdrücken.

Dresden führt wegen seiner gesammelten Kunstschätze bereits den Namen „Elbflorenz“ in unserm titelliebenden deutschen Vaterlande, daher wir auch diesen nicht mehr für München (welches etwas fatal nach Münch, d. i. Mönch klingt) acquiriren können.

Das Arnothal hat zwar ein etwas milderes Klima als jenes der Isar, einen Dante, Machiavell zc. haben wir freilich auch nicht und die Kunstschätze in Florenz wurden auf Kosten des Privatvermögens der ersten Medicäer hergestellt, welche noch keine Fürsten waren, nicht für ein Volk und die nothwendigen Bedürfnisse zu dessen Wohlfahrt zu sorgen hatten, sondern harmlos den Genüssen seiner Pracht und eines geistigen Luxus sich hingeben konnten.

Um wieder zu meinem glorreichen Einzuge in München rückzukehren, bemerke ich, daß ich selbst nicht durch das eben in Bau begriffene „Siegesthor“ feiern wollte. Ich weiß nicht, weshalb es diesen Namen führt, erinnere mich auch außer Gustav Adolph's als Feind, und Napoleon's als Freund keines Triumphators, welcher je von dieser Seite her in die Stadt zog. Ich reiste daher durch „die Lüfte“ (eine also genannte Häusergruppe vor der Stadt) auf das Isarthor zu, welches keineswegs zum Vortheil der Passage dasteht und mit großen Kosten zu keinem anderen Zwecke restaurirt worden war, als um ein Gemälde darauf anbringen zu können.

Es stellt den Einzug Ludwig's des Baiers vor, wurde erst vor etwa 9 Jahren fertig und bedurfte schon wieder einer kostspieligen Wiederherstellung — Folge des Münchner oder richtiger des nördlichen Klimas!

Es ist ein herrlicher Anblick, wenn man so „in den Lüften“ und doch auf festem Fuße stehend, die prächtige Königsstadt vor sich ausgebreitet sieht!

Hier, an dieser Stelle dachte ich mir den kunstsin-
nigen König Ludwig, den Freund der Griechen und des
Griechenthums stehend als Kronprinzen oder noch besser,
gleich nach dem Antritte Seiner ruhmreichen Regierung.

„Diese majestätische Stadt!“ läßt Schiller seinen
Fiesko ausrufen,

„Mein! und darüber emporzuflammen gleich dem
königlichen Luge und darüber zu brüten mit Mon-
archenkraft!“

Die Kriege, die Anstrengungen für das Nothwendige
und Sein eines gutes Herz hatten dem milden Vater
Max nicht die Mittel gelassen, mehr für das Schöne
zu thun.

König Ludwig aber bestieg den Thron nach zehn-
jährigem Frieden und regiert nun unter des Friedens
Segnungen seit 21 Jahren! Ein durch diese Umstände
möglich gewordenes durchgreifendes Ersparungssystem:
Einschränkung des Hof- und des Staatshaushaltes,
Verminderung des Militärs, der Zahl und des Gehal-
tes von Bediensteten jeder Art, der Umstand, daß die
Gemeinden manche Lasten des Staates übernehmen
mußten, solche und andere Maßregeln gaben die Mittel
zur Hand: um Alle diese, wenn auch nicht immer durch
ihre Schönheit und Zweckmäßigkeit, doch durch ihre
Menge und durch die Großartigkeit der darauf verwen-
deten Summen erstaunenswerthen Prachtbauten ent-
stehen zu lassen.

Doch, wie vergaß ich mich, wie ließ ich von meiner
Begeisterung mich hinreißen, nicht zu bedenken: daß ich
Ihnen nicht bereits Unbekanntes schreiben darf! daß
Sie und Ihre verehrten Leser nicht von mir wiederholt
hören wollen: daß Ludwig der I. der erste und jetzt noch
einzige deutsche Fürst, welcher in der schleswig-holsteinschen
Angelegenheit sich offen für Deutschland erklärte, *) des
neunzehnten Jahrhunderts königlicher Medicäer sei. —
Verzeihen Sie also meine Abschweifung und hören mich
gütig an.

Das Publikum über München's gegenwärtiges Leben
und Treiben zu benachrichtigen, geht an. — Es
aber hiermit zu unterhalten, ist eine sehr schwierige
Aufgabe.

Ich halte es der Literatur für unwürdig: die Po-
saune der Gama eiligst und mit vollen, eiferglühenden
Backen an den Mund zu setzen, wenn ein Maler eine
Badereise macht oder ein Bildhauer seine Wohnung ta-
peziren läßt. Sind doch die Zeitungsberichte von un-
bedeutenden Ergebnissen aus dem Familienleben von
Monarchen überflüssig genug!

Es sind aber solche uninteressante Berichtserstat-
tungen sehr in Schwang gekommen, und wir haben na-
mentlich hier einen Mann, welcher sie zu seinem Lieb-
lingsfache gewählt zu haben scheint; ich gedenke es so-
gar noch zu erleben, daß wir in wichtigen Weltereig-

nissen geweihten Zeitschriften lesen: „Kaulbach läßt sich
gegenwärtig einen neuen Frack machen!“ oder „Leider-
geht seit gestern der Sattelgaul an Schwanthaler's Ka-
lesche lahm!“

Wie der ächte Künstler sein Werk, wenn es voll-
endet, mit edlem Selbstbewußtsein, aber stillschweigend
hinstellt, will ich Ihnen auch von Zeit zu Zeit über die
bereits fertigen und ausgestellten Erzeugnisse hiesiger
bildender Kunst referiren, d. h. über die Vorzüglichsten
hiervon, nicht aber Sie mit Einzelheiten aus dem ge-
wöhnlichen Künstlerleben behelligen, noch weniger Mit-
telmäßiges besprechen, denn „leicht aufzureizen ist das
Reich der Eitelkeit kunstbesessener Jünglinge und Männer.“

Ueber Festlichkeiten u. s. w. bin ich nichts zu schrei-
ben im Stande, ich müßte denn von abendlichen Feuer-
werken und Knallspectakeln auf der Praterinsel erzählen
wollen, wo dargestellt wird: wie Napoleon über die
Brücke von Arcole stürmt u. dgl.

Dieser große Mann ist bereits Held des Volks ge-
worden! es ergötzt sich am liebsten an Darstellungen aus
seinem Leben und wird seine blutige Erscheinung bald
mit dem mildernden und verschönernden Gewande der
Sage umhüllen. Wenigstens ist solches in Süddeutsch-
land der Fall.

Des hiesigen Volkes (und hierunter bitte ich nicht
ausschließend die sogenannten unteren Klassen oder gar
die Proletarier zu verstehen) wichtigste oder beinahe ein-
zige Lebensfrage ist aber das Bier, welches in diesem
Jahre bald sauer zu werden droht. „Cerevisiam hi-
bunt homines“ schrieb, glaube ich, schon Tacitus. Das
Münchener Tageblatt muß ganz von dem Bier- und
Wirthshausartigen leben: nur das Interesse an diesem
erhält ihm die zu seinem und seines Herausgebers nö-
thige Abonnentenzahl.

Wo gegenwärtig hier das beste Malzgebräude „Ver-
leit gegeben wird“ (das ist der technische und auch kanz-
leiübliche Ausdruck für „auschenken“), wird dem großen
deutschen Publikum nicht sehr interessant sein — auch
wüßte ich es nicht, da ich ein Freund der klaren Quelle
und des goldenen Weines bin.

Unsere Literatur betreffend ich sehe Sie lächeln!
oder wie? Sie murmeln wohl gar: „Was kann aus
Nazareth Gutes kommen!“

Nazarener haben wir freilich genug und sie machen
sich so unangenehm breit, daß vernünftige und solche
Leute, welche keine Gleißner sind, sich sehr beengt fühlen.
Hier speculiren sogar Viele darauf: sich lange Haare
und ein gläubiges Gemüth wachsen zu lassen und die
Blicke auf den Boden zu senken, um so gewisser den
Weg zu Amt und Würden oder zum Avancement zu
finden. — Doch wo gerathe ich hin? ich verliere sogar
meinen bereits eingeschlagenen Weg, weil ich den Kopf
zu gerade halte.

Von der Literatur wollte ich Ihnen schreiben. Die
Universitätsprofessoren lesen Collegia, aus denen heim-
gehend die Studenten summen:

*) Seitdem sind Andere nachgefolgt. D. R.

Beatus ille, qui procul collegiis,
Praesertim privatissimis!

weil letztere sehr theuer sind. Steinheit und Kobell gehen wichtigen physikalischen Entdeckungen nach. Thiersch hellenisiert zc. Von der Akademie weiß ich nichts zu berichten. Ueber den historischen Verein siehe Walter Scotts Alterthümer zc. Theologen und Mystiker verküßern Andersdenkende, malen den blauen Himmel schwarz, heizen die Hölle und mystificiren das Publikum.

Gehen wir zur „schönen“ Literatur über, zum eigentlich also genannten Literatentreiben, so giebt ein pseudonymer Carl Fernau, dessen ehrlicher, aber prosaisch klingender Name Sebastian D.....ger ist, ein Taschenbuch „Charitas“ heraus, unter dessen Mitarbeitern die höchsten und sehr hohe Personen im Staate sind.

Ein Kalender, welcher unter erhabener Protection erschien, scheint eingeschlafen zu sein oder ist nie zu rechtem Leben erwacht.

Die „Münchener Blätter“ haben den Fehler fauler Wagenpferde, nämlich sie ziehen nicht. Desto glänzenderen Succes haben die von Wiß und (guter) Laune sprechenden „fliegenden Blätter“ und das von Rechts wegen.

Die übrigen Journale Münchens gehören gar nicht zur Literatur.

Der europäisch berühmte Geschichtsgelahrte Freiherr von Hormair, welchen Berlins Celebritäten in verwichenem Sommer so sehr und so würdig fetirten, war einige Wochen hier, ohne daß es beachtet worden. Wäre er ein Maler oder sonst ein Bildverfertiger jenes Ranges, den er als Gelehrter sich erwarb: so würde halb München ihm zu Ehren sich in Champagner betrunken und ein Heidengeld in Illuminationen, Festins und dergleichen Halloh verschwendet haben.

Leopold Feldmann setzt mit unermüdetem Fleiße sein ehrenvolles Streben fort. Diesem und seiner gründlichen Bühnenkunde dankt er es, daß seine Lustspiele, überall die wohlverdiente Anerkennung findend, den Weg über alle gute Bühnen Deutschlands machen, seinen mit Recht erworbenen Ruf stets fester gründend, stets neu aufregend.

Unser trefflicher Fallmeraiër ist wieder auf Reisen.

Der schon oben gerühmte Franz von Kobell dichtet in oberbayerischer Mundart und entzückt hierdurch seine Landsleute jeden Standes. Seiner Muse Producte wachsen so rasch, als deren Auflagen sich vermehren. Man kann selbe auf dem Tische des Prinzen von Gebüte und auf der Ofenbank des Gebirgsbauern oder auf dem Herde der „Almerin“ finden.

Auch G. W. Vogt — ich glaube, ein in Baiern lebender Westphale — hat sich hierin versucht. Er ist es, welcher mit seiner „Beschreibung Hohenschwangau's“ zuerst in der literarischen Welt auftrat. Auch an Hormair's historischem Taschenbuche ist er seit ungefähr 11 Jahren Mitarbeiter. Von seinem neuesten Werke war

kürzlich in der Augsburger „allgemeinen Zeitung“ die Rede.

J. Lentner, der geachtete Verfasser des „Tiroler Bayernspiegels“ zc., soll, wie man sagt, auf Kosten des Kronprinzen, behufs eines vorhabenden statistisch-topographischen und Volks sitten schildernden Werkes mit Nächstem eine Pilgerfahrt durch ganz Baiern antreten.

Auch strebsame und begabte Naturen, denen guter Erfolg zu wünschen und zu weissagen ist, müssen Trautmann, Ringler und Knorr genannt werden.

Eine Novität des Letzteren versammelte den 14. Juli trotz des herrlichen Abends, des heißen und dursterregenden Wetters, trotz der all überall geöffneten Sommer-Bierkeller, eine drängende Menge in den prachtvollen Räumen des Hoftheaters. „Püingarfer“, der Held des nach ihm genannten Drama's, war einer der Hauptanführer des bayer'schen Landvolkes im verhängnißvollen Jahre 1705.

Der bayer'sche Volksgeist und diesem eigenthümliche Patriotismus mit allen seinen glänzenden Tugenden und kleinen Fehlern trefflich geschildert, ist kräftig vertreten.

Das Volk sah sich wie in einem Daguerrotypbilde dargestellt, sah sein innerstes Denken und Fühlen, sein Lieben, Leiden und Hassen sich hell und klar vor Augen gestellt, daher der unendliche Jubel, der glühende Enthusiasmus, welchen Knorr's lebenswarme Schöpfung hervorrief.

Man hat vieles Murren gehört in neuester Zeit und ein Straßentumult wurde den ganzen Sommer gefürchtet.

„Durch den Zollverein“ hörte man auf den Bierbänken schreien „und durch die Canalbauten wurde die Ausfuhr der Cerealien erleichtert, des einzigen Reichthums des Baiernlandes! und uns Inländern hierdurch die nothwendigsten Lebensbedürfnisse vertheuert. Durch die Bierpfennige (d. i. den Malzausschlag) wird der ärmste Holzhauer und Tagelöhner gezwungen: zu den immensen Luxusbauten beizusteuern.“ Ferner: „Zu welchem Behufe wird denn immer und immer gespart, wenn die Lasten des Volkes doch nicht verringert werden? und wohin kommen die ersparten Summen?“

Solche mißmuthige Fragen stellten die ehrsamsten Philister. Ja, Leute, denen „Ruhe“ stets „für die erste Bürgerpflicht galt“, getrauten sich zu murren, grimmig auf das Pfeifenmundstück zu beißen und die Faust in der Tasche zu ballen. Aber es ist ihnen nicht ernst.

Hättet Ihr sie gesehen doch, als es Knorr gelungen war, die verborgensten Winkel ihrer Herzen wiederhallen zu lassen von bayer'schem Provincialpatriotismus, und das Innere ihres Gemüths herauszukehren. Wäre da ein Courier gekommen mit der Nachricht, ein Aufstand sei losgebrochen oder der Feind stehe vor Münchens Thoren: derselbe Geist, welcher 1705 sich zeigte, hätte sich wieder bewährt und Jeder das nächste Beste zur Waffe gemacht, um hinauszustürzen und zu siegen oder zu sterben für das Haus seiner Scheiern.

Es ist aber doch in gegenwärtiger Zeit, wo man so

süß von Deutschlands Einheit träumt, der in diesem Stücke wehende Geist nicht zeitgemäß; dieser Patriotismus ist kein allgemein deutscher, sondern nur ein bair'scher. Freilich hat eben hierdurch der Dichter gezeigt, wie richtig er die von ihm Geschilderten aufzufassen wußte; es sind aber solche Erinnerungen an deutsche Bruderkriege zu traurig, und die Geschichte bietet uns ja andere Stoffe genug!

Starke Kraftausdrücke kommen in dem Stücke vor und die dem Kaiserhause Oesterreich durch die heiligsten Familienbande so engverknüpfte königliche Familie müßte, wäre sie hier gewesen, in öftere Verlegenheit gekommen sein.

Ich glaube auch nicht, daß dieses Drama in anderen Provinzen Deutschlands auf die Bühne kommen wird. Ein wahres Meisterstück des Dichters war die Art: wie er auf den freiherrlichen Verräther d'Defort allen gerechten Grimm der Notärers — wollen wir eine Wirklichkeit nicht läugnen! — legte, welchen eine gewisse bevorrechtete Kaste sich so oft durch der Fürsten Vorliebe, durch Erhaschen von Lohn ohne Verdienst, durch Kaltberzigkeit gegen des Volkes heiligste Interessen und durch mehr als schlaues „den Mantel nach dem Winde hängen“ in vollem Maße verdient.

Auch unsere „musikalisch gebildete Jugend“, d. h. auf Deutsch: unsere Musik lernende Kinderwelt gab eine schön und gut arrangirte Festvorstellung zur Geburtstagsfeier der Königin.

Hofmusikus Schönchen, welcher sich für den hiesigen philharmonischen Verein wirklich aufopfert, dirigirte. Vogt hatte eigens ein paar Liederchen gedichtet, welche gesungen wurden, und die lieben Kleinen machten ihre Sache recht gut.

Man wunderte sich aber sehr: daß unsere so voll- und kinderreiche Stadt nicht durch mehr Kleine vertreten ward. Der Grund war folgender.

Küngliche Aeltern hatten die katholischen Pfarrherren, Catecheten u. a. geistliche Schulvorstände gefragt, ob ihre Kinder bei dem Feste mitwirken dürften? und zur Antwort erhalten: „Es ist nicht verboten, aber man sieht es nicht gern.“

Die Königin ist Protestantin und wir leben im Jahre der Gnade 1846.

Gehen wir von den Festen, dem Theater, der Unterhaltungsliteratur und der Kunstwelt zu ernsteren, zu wahrhaft wichtigen Gegenständen über, so öffnet sich eine traurige Perspective vor uns.

Die Preise der Lebensmittel haben eine beängstende Höhe erreicht und sind immer mehr im Steigen trotz einer wahrhaft gesegneten Getreidernte. Dieser Segen besteht in laufendem Jahre besonders in der Qualität der Frucht, welche äußerst dünnhülfig und deshalb desto mehthaltiger ist; auch ist das Mehl ausgiebiger und kräftiger als solches je einmal der Fall gewesen.

Nun wird aber das Getreide nicht gewogen auf dem Fruchtmarkte, sondern gemessen, daher der Vortheil der

besseren Qualität in den Händen der Bäcker und Mehlhändler zum Nachtheile des Publikums bleibt.

Der Fruchthandel selbst ist durchaus nicht mehr in den Händen der Producenten, sondern in denen der Händler und Ripper. Diese haben im gesegneten Unterlande Alles aufgekauft, fahren dann auf die Getreidemärkte oder sogenannten Schranken und treffen auf diesen Scheinkäufer unter sich, um das unfruchtbare Gesetz zu umgehen, welches anderes als auf den Schranken gekauft Getreide außer Landes zu führen verbietet.

Rechnet man hierzu die schlecht gerathenen Kartoffeln, die durch Zollverein, Eisenbahn und Canalbau durch Befreiung von aller Belastung begünstigte Ausfuhr der Cerealien, während die Einfuhr derselben belastet ist; zweitens den Verbrauch an Kartoffeln für Branntwein und Spiritusbrennerei zc. und die gleichfalls starke Ausfuhr derselben; drittens die Theuerung und (auch der Gesundheit schädliche, bei gegenwärtigen zur Cholera inclinirenden climatischen Verhältnissen sogar höchst gefährliche) schlechte Qualität des dem Arbeiterstande so unentbehrlichen Bieres, welches, um gesund und haltbar zu sein, auf der Bierwaage wenigstens 7 Grad halten muß, während eine heute, da ich dieses schreibe, mit Hofbrauhausbier (hier dem besten!) vorgenommene Probe nur einen Gehalt von 4½ Grad auswies. —

Dieses und Anderes hinzugerechnet, läßt sich die bereits hier herrschende Noth und bei kommendem Winter eine drohende ungleich größere ermessen!

Im vorigen Jahrhunderte unter dem Churfürsten Maximilian III., war auch einmal (aber in Folge großen Mißwachsens, nicht wie diesmal in einem gesegneten Jahre) große Noth und Theuerung im Lande. Es waren damals harte kriegerische Zeiten und die Landeskassen erschöpft. Für Kunst konnte wenig geschehen, und nur die, freilich nothwendigeren Wissenschaften und die eben empordämmernde Aufklärung wurden unterstügt. Als aber der Landesfürst die Noth seines Volkes erfuhr, da ließ er die Borrathskammern des Staates öffnen und die Frucht zu billigem Preise abgeben. Somit hatte die Noth ein Ende. Gleiches in gleichem Falle und bei durch Napoleon's Kriege gänzlich erschöpften Kassen that in des gegenwärtigen Jahrhunderts zweitem Decennium König Maximilian I. Ja, er ließ auf des Staates Credit Getreide aus Südrußland kommen.

Jetzt sind die Geldkassen überfließend voll, aber Getreidevorräthe sind von Seite des Staates keine aufgespeichert und vorrätzig; das in laufendem Jahre eingeerntete Getreide, in welchem der bair'sche Landmann doch größtentheils seine Abgaben einliefert, wird trotz der durch Wucher hervorgebrachten künstlichen Theuerung und drohenden großen Noth, von den Rentbeamten in großen Quantitäten an den Meistbietenden verkauft, also an Ripper. So hat das Rentamt Rottthal 5000 Scheffel an einen Getreidehändler in Wasserburg verhandelt; so wollten die Bäcker der Stadt Straubing

zu Ankauf der dortigen rentamtlichen Fruchtvorräthe zusammentreten, um ihren Jahresbedarf Behufs der Brodfabrikation für Stadt und Umgegend gesichert zu wissen. Unter dem Vorwande, man müsse die Annahme des Kaufcontractes von Seiten der Kreisregierung erwarten, wurden diese rechtschaffenen und wohlmeinenden Bürger hingehalten, bis ein Ripperer sechs Kreuzer per Mese mehr bot, welchem hernach die Vorräthe zugeschlagen wurden. Ähnliches geschah von dem fürstlich Dettingen-Wallerstein'schen Rentamte zu Büßen, Ähnliches von Anderen.

Warum aber? Erstens weil die Rentbeamten um so höher in der Gunst des Ministeriums und der Kreis-Finanzkammern, von denen sie abhängen, sich wissen, je mehr Baarschaft sie einliefern; zweitens weil die Rentbeamten von dem Preise des verkauften Getreides bestimmte Procente beziehen, also zur Steigerung desselben aufgemuntert werden.

Aus gleichem Grunde wird das gefällte Brennholz aus den Staatswäldungen nicht zu gemäßigtem Preise den Bedürftigen nach Bedürfnis abgegeben, sondern dem Meistbietenden in großen Quantitäten — also dem Händler, dem Ripperer — verkauft und jedesmal zu dem lehthöchsten Preise aufgeworfen. *Hinc illae lacrimae!*

Der Presse ehrenvoller und wohlthätiger Beruf ist es, hoher Personen wohlwollenden Blick auf verborgene Mängel und Gebrechen rettend und helfend zu lenken. Deshalb konnte ich für den Monat September Ihre hochverehrten Leser leider nicht mit unterhaltenden, sondern nur mit unerquicklichen Nachrichten bedienen; — Doch schon begann der Festmond Münchens, die von dem Volke alljährlich gefeierte Zeit der Vermählung seines

Königspaares und des Tages, von welchem Baierns huldbolle Königin den Namen führt. Leider werden diesmal, ungeachtet hiesige Blätter das Gegentheil versichern, die Majestäten nicht nach München kommen.

Nachträglich habe ich Ihnen noch zu berichten, daß in der Straf- und Zwangarbeitsanstalt Kaisersheim ein sehr bössartiger Typhus ausgebrochen ist und deshalb alle dort in Haft Befindlichen, welche nicht Criminalverbrecher und zur Strafe, sondern als unverbesserliche Arbeitscheue, Raufbolde u. s. w. zur Zwangsarbeit dahin deportirt waren, nicht etwa an andere dergleichen Anstalten abgeliefert (denn die Zwangarbeitshäuser in Buchloe und anderen Orten ließ man der Ersparniß wegen eingehen), sondern — freigelassen wurden. Wenige Tage darauf wurden in einer Nacht zu München vier Diebstähle mittels gewaltsamen Einbruchs verübt.

Die öffentliche Sicherheitswache (Gendarmerie) für diese Stadt von mehr als 100,000 Einwohnern, deren volkreiche Vorstädte von kindergesegneten Proletariern wimmeln, ist nur 120 Mann stark, und von diesen haben Viele in den Gängen der Residenz Wache zu stehen oder sind mit anderweitigen Austrägen vielleicht auch beschäftigt. Die Gendarmerie-Brigadiers auf dem Lande sollen z. B. beauftragt sein, über den fleißigen Kirchenbesuch der Beamten Controle zu führen und an die Kreisregierung darüber zu berichten. Daß von einem Rentbeamten in Münchens Nähe ein sehr brauchbares Kanzleiindividuum wegen Vernachlässigung religiöser Ceremonien auf Befehl der Kreisregierung entlassen werden mußte, weiß Referent aus sicherer Quelle.

Literatur und Kunst.

Flüchtige Bemerkungen auf flüchtiger Reise von C. Ludovic. Dresden und Leipzig, Arnold. 1846.

Die Bereitung von Communicationsmitteln, welche in der neuesten Zeit eine der Hauptaufgaben unserer merkantilen Bestrebungen und Speculationen bildet, hat, wie vorauszusehen war, nicht nur in den direct erzielten Folgen für den socialen Verkehr und die gesammte Handelswelt bereits weitgreifende Resultate geliefert und noch größere in Aussicht gestellt, sondern treibt auch, wie ein elektrischer Strom, seine Fluctuationen bis in das Gebiet der Literatur, und gewährt uns in mittelbarer Folge mehr als zahlreiche Beiträge zur

Reiseliteratur. Es kann natürlich nicht fehlen, daß unter dieser Masse gar Vieles sich befindet, das ohne alles Interesse nur und nichts als längst Erzähltes und Beschriebenes wiederholt oder gar in seiner Form die Befähigung für die literarische Thätigkeit der Verfasser vermissen läßt. Bei diesem literarischen Ballast ist es für alle Theile, Verfasser, Kritiker, Publikum, unbedingt besser, in dem untersten Schiffsraume ihn unbemerkt verkommen zu lassen, und nur die hervorstechenderen Erzeugnisse auf dem Gebiete der Reiseliteratur können auf eine Berücksichtigung der Kritik Anspruch machen. Zu diesen gehören unbedingt C. Ludovic's „Flüchtige Bemerkungen auf flüchtiger Reise“

des größeren Theiles ihres Inhalts und ihrer eleganten und gefälligen Darstellungsweise halber. Der Verfasser ist dem großen Publikum durch seine Beiträge zur Tagesliteratur, wie durch seine musikalischen Compositionen, die von ihm zum Theil unter dem Namen „Casell“ bisher veröffentlicht wurden, rühmlich bekannt, und hat durch das gegenwärtige Reisebuch mehr als durch alles Frühere seine schriftstellerische Befähigung bekundet. Der leichte, gefällige Styl, die von aller Schwerfälligkeit topographischen Gelehrsamkeitswustes freie Darstellung, durch welche sich das Ganze auszeichnet, und die Lectüre, anstatt wie bei so manchen Reisewerken namentlich durch forcirte Geistreichigkeit zu einer wahren Arbeit, zur eigentlichen nugenbringenden Erholungsbeschäftigung macht, wirkt auf den Leser eben so wohlthuend, wie die Anspruchslosigkeit und der von aller Prätension schriftstellerischer Autorität sich fernhaltende, einfache Erzählungston des Verfassers. Mit dieser ansprechenden Form hält der Kern, das Materielle des Buches gleichen Schritt und zeugt für die Beobachtungsgabe und das gesunde Urtheil des Verfassers. Zu besonderem Danke aber fühlt sich der Leser wiederholt dadurch verpflichtet, daß er in den verschiedenen Schilderungen der socialen Zustände, Sitten und Gebräuche gar manche, kleine, charakteristische Züge erwähnt findet, über welche andere Reiseschriftsteller, trotz ihrer Gründlichkeit, mit Stillschweigen hinweggingen, und so finden wir es auf der anderen Seite durchaus angemessen, daß der Autor wiederum vieles längst Bekannte und oft Erzählte übergangen hat, wozu er um so mehr berechtigt sein mußte, als er ja kein Reisehandbuch, keinen „Führer“, sondern lediglich Reiseeindrücke schreiben wollte. Die Reise, welche, wenn wir nicht irren, schon vor einiger Zeit stattgefunden, umfaßt vorzugsweise die Niederlande, Belgien und Eng-

land, und namentlich sind es die ersteren Staaten, deren Schilderung uns, da die Reiseliteratur derselben noch nicht so gigantisch angeschwollen, von besonderem Interesse erschienen ist. Die Einflechtung der kleinen Reiseerlebnisse des Verf. dienen gar wohl dazu, die Einförmigkeit topographischer und socialer Schilderungen zu unterbrechen, dem ganzen Reisegemälde ein entschiedeneres, subjectiv-belebteres Colorit zu verleihen. Die beiden feinen Stahlstiche: Westminster-Abtei und Dover, sprechen eben so wie die sonstige äußere Ausstattung des ziemlich starken Klein-Octavbandes für den geachteten Namen der Verlags-handlung. 90.

Geschichten und Erzählungen von Carl Stöbber. Dresden, J. Neumann, 1846.

Vierzehn kleinere und größere Geschichten auf zehn enggedruckten Bogen! — Eine gewandte Feder, vertraut mit der kräftigen und doch so oft possierlichen Sprache des 17. und 18. Jahrhunderts entwirft hier kleine Skizzen aus dem Leben des gewöhnlichen Bürgermannes, denen allen eine gutgemeinte religiöse Tendenz zu Grunde liegt, wobei jedoch Meinungen, Gedanken und Anschauungsweisen zum Vorschein kommen, die mit denen der Jetztzeit im gleichen Contrast stehen, wie des Verfassers Schreibart mit der Ausdrucksweise des jetzigen literarischen Deutschlands. Läßt sich auf der einen Seite nicht leugnen, daß der Verf. mit wenig Kraftaufwand völlig lebendige Bilder vor uns hingestellt hat, so muß man auf der andern Seite desto mehr beklagen, daß so schöne Kräfte unnütz verschwendet wurden, denn schwerlich dürfte das Buch der Erzählungen sich eines großen Kreises von Lesern erfreuen, wenn es nicht bereits in einem — enggeschlossenen Kreise Zugang und Pflege gefunden hat. 21.

D r e s d e n .

C o n c e r t .

Am 26. October:

Concert von Giulio Regondi.

Der jugendliche, anspruchlose Künstler bewährte sich als Virtuos auf zwei Instrumenten, der Guitarre und der Concertine, einem neuen, angeblich von Wheatstone, Professor am Kings-College zu London, erfundenen Instrumente.

Die Guitarre ist durchaus kein Concert-Instrument, sondern nur in Verbindung mit anderen Instrumenten und als Begleitung einer Gesangstimme von Wirkung. Wenn daher ihrer Natur Gewalt angethan und sie zu großen und kunstvollen Solopartien verwendet werden soll, so muß der Spieler Ausgezeichnetes leisten. Das läßt sich nun gewiß von Regondi behaupten, indem er die gegebenen Schwierigkeiten glücklich löst und das Instrument durchaus beherrscht. Er hatte die Overture zu Rossini's Semiramide und die eine Thalberg'sche Pianoforte-Phantasie über Don Juan gewählt.

Die erstere ist bekanntlich eine der reicher instrumentirten Ouverturen Rossini's und von einer ermüdenden Länge, daher ästhetisch betrachtet ein Monstrum für die Guitarre. Aber wie gesagt, es gilt hier nur, die Ueberwindung von Schwierigkeiten zu zeigen, und diese gelang dem Künstler vollkommen. Sein Anschlag war durchgängig gleichmäßig und die figurirten Stellen führte er äußerst delikate aus. Nur in der einmalgestrichenen Octave klang der Ton auf kurzen Noten etwas gerissen; eine Erscheinung, welche wohl in der Saitenspannung des Instrumentes an sich begründet ist, da wir dieselbe auch anderwärts beobachtet haben. Dagegen kamen die Läufer im Piano durchaus rund, gleichmäßig und äußerst klanghaft zu Gehör. In der Phantasie von Thalberg, welche recht vollstimmig arrangirt war, wußte der Künstler den geringen Umfang des Instruments mit einer überraschenden Gewandtheit auszubehaupten; doch mußten einzelne Stellen, so besonders die Introduction, wo der Charakter des Pianofortes nicht wiederzugeben war, matt erscheinen.

Unter der Concertine hat man sich eine höher potenzirte Ziehharmonika, wie man sie des Abends in den Händen unserer Proletarierjugend wahrnehmen kann, zu denken. Allein der Ton ist ein wesentlich verschiedener. Er gleicht dem der Clarinette an Rundung und Fülle, hat aber einen weiteren Umfang, indem das Instrument über drei Octaven umfaßt, und übertrifft dieselbe in der Stärke. Der Künstler versteht es, ihn anschwellen und abnehmen zu lassen, und hat ihn so in der Gewalt, daß er ihn in das weichste Piano zwingen kann. Er leistete überhaupt auch hier Tüchtiges, brachte Doppeltöne und Harmonieen sehr gut hervor, verstand den Ton zu ziehen, damit zu trillern und führte alle möglichen Figuren, selbst Gegenbewegungen, mit großer Leichtigkeit und Reinheit aus. Das Merkwürdigste aber ist, daß er Alles durch nur acht bis zehn Klappen und durch die Verengerung oder Erweiterung des Instrumentes ausrichtet, welches er frei und ungezwungen an den Daumen hält. Die zum Vortrag gewählten Stücke, ein Violinconcert von Beriot, eben so melodisch als farbenreich, und ein Potpourri aus Donizetti's Lucia di Lammermoor, entsprachen besonders der Eigenthümlichkeit des Instruments. Dasselbe ward vom Publikum mit Beifall aufgenommen und der Künstler wiederholt lebhaft gerufen.

Neben demselben traten mit Gesang Fräul. Therese Kühne von hier und der „Kunstfänger“ Pigall aus Wien auf. Erstere ist eine freundliche Erscheinung, welche aber, obgleich sie in Wien Gesangunterricht genossen, nicht Willens sein soll, die Bühne zu betreten. Wir mögen ihr dies um so weniger verargen, als ihre Stimmittel kaum für den Salon ausreichend sein dürften. Der Ton ist etwas gepreßt, oft, wie im größeren Piano, dünn, und wohl nur selten aus der Brust geschöpft. Die junge Dame sang jedoch mit Lust und Leben und verrieth, daß sie es an Fleiß nicht hatte feh-

len lassen. Sie trug drei nette Lieder Reiffiger's, unter Anderen die so ganz lyrischen „Frühlingsglocken“ und ein Lied von F. Schubert vor, welches jedoch über ihre Kräfte hinausging.

Wenn sich Pigall einen „Kunstfänger“ nennt, so meint er damit einen Jodler. Er jodelt auch, von einer ungehobelten Bassstimme ausgehend, recht hübsch und erreicht das Ende der zweimalgestrichenen Octave; auch schlägt er einen leidlichen Triller. Uns aber wollen diese unnatürlichen Falschöne zwar merkwürdig, aber nicht würdig erscheinen, einem kunstliebenden Publikum bei solchen Concerten vorgeführt zu werden. Auch hätte sich der Sänger mit seinen „Alpenliedern“ in einer Tyroterjacke sammt Zubehör vor einer lustigen Bechgesellschaft gewiß besser ausgenommen, als in Frack und Glacehandschuhen vor der schönen und eleganten Welt.

Noch ist des Kammermusikus Richter zu gedenken, welcher sowohl den Gesang, als die Concertine mit bekannter Bereitwilligkeit und Discretion auf dem Pianoforte begleitete.

Am 28. October:

Musikalische Akademie, gegeben von Moritz Fürstenau, königl. Kammermusikus.

Der Concertgeber hat mit richtigem Tact sein Instrument eigentlich nur in einer Pièce, und zwar in einer Fantasie über Motive aus Oberon von A. B. Fürstenau vorgeführt, denn in der Fantasie über Themen aus Zeffonda trat die Flöte zugleich mit Oboe, Clarinette, Horn und Fagott concertirend auf. Wir müssen diese Dekonomie, welche das virtuose dem höhern ästhetischen Interesse aufopferte, rühmend anerkennen, denn die Flöte, dieses schöne und im Orchester höchst brauchbare Instrument, eignet sich zu wenig für rein virtuose Zwecke, selbst wenn es mit so tüchtiger Meisterschaft, wie von einem Fürstenau gespielt wird. Es heißt dem Charakter dieses Instrumentes mit seinem weichen Tonschmelz Gewalt anthun, es heißt, dem Schäfer statt der Sandale den Rittersporn umschnallen. So rühmend wie der Leistungen des Concertgebers, müssen wir der übrigen gedenken.

Mozart's Sinfonie in Es wurde unter Reiffiger's Direction würdig der königl. Kapelle ausgeführt, Mad. Ariete verband durch Vortrag einer Arie aus Figaro Concertgeber wie Auditorium zu Dank, und die Herren Tichatschek und Mitterwurzer ernsteten mit Mad. Ariete in Ausführung eines Terzett's aus Sargino verdienten Beifall, welcher auch dem Vortrage zweier schöner Lieder, das eine von G. Bant durch Frn. Tichatschek, das andere von Fr. Schubert durch Frn. Mitterwurzer, gezollt

murde. In der Fantasie für Flöte, Oboe, Clarinette, Horn und Fagott wirkten mit dem Concertgeber die Herren Siebendahl, Kotte, Haase und Suchanek. Ihre Leistung würde vielleicht eine noch vollendetere gewesen sein, hätte das Horn, das durch Hrn. Haase, einem Meister von langjährigem Rufe, vertreten war, nicht an das Schicksal mancher Sänger erinnert, die oft, wenn es gilt, gerade nicht bei Stimme sind. Möglich, daß der Geruch und stickende Dampf der zur Hälfte verloschenen Lampen solchen Einfluß geübt; wenigstens dürfen wir das Detoniren, namentlich der ersten Tenore in dem Männerchore, welchen die Mitglieder des Gesangvereines Orpheus am Schlusse des Concertes ausführten, auf Rechnung dieses Umstandes setzen. Jener Männerchor: „Schleswig-Holstein meerumschlungen“, von Bellmann, der überdies als Composition höchst unbedeutend ist, mußte bei solchem Lampendampf und dem drohenden Einbruch gänzlicher Dunkelheit, diese musikalische Akademie in eine Sphäre herabziehen, über welche alle anderen Leistungen sie erhoben. Wir verkennen indeß nicht, daß die Aufnahme dieses Chores in das Programm durch die Sympathieen entschuldigt wird, welche das „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ anderwärts erregt hat, hier aber einem gewählten Concertpublikum zu fern liegt.

Schließlich glauben wir auf eine Verwechslung der Namen Donizetti und Bellini aufmerksam machen zu müssen, die uns in einem früheren Berichte über die Oper entschlüpft. Dem Musiker und Kunstkennner wird sie bei der engen Geistesverwandtschaft beider erklärlich sein, da beide gleich berechtigt sind, die Richtung der italienischen Oper in der Gegenwart, gegenüber dem Charakter der deutschen, zu repräsentiren.

Dr. — & —

Königl. Hoftheater.

Freitag, 30. Octbr.:

Zampa oder die Marmorbraut. Romantische Oper in 3 Act. von Herold.

Die Freunde der „leichten, gefälligen“ Musik sahen heute diese einst so modische Oper endlich auf der hiesigen Bühne wieder, nachdem sie mehrere Jahre geruht hatte, und nahmen sie mit dem gewohnten Beifall auf. Wir theilen denselben, obwohl wir gestehen müssen, daß diese Musik eine der besseren Nachahmungen der Kuberschen Dichtungsweise ist und dabei manches Eigenthümliche und Vorzügliche enthält; aber die Oper als Ganzes, wie sie von der Kritik allein aufzufassen, ist

von einem untergeordneten Werthe, was zum Theil in der an sich höchst unpoetischen Handlung begründet sein dürfte.

Während die Einzelgesänge, besonders die in Liederform geschriebenen, sich eben sowohl durch Frische, Lieblichkeit und oft auch Innigkeit der Melodien, an denen der Componist überhaupt reich ist, als durch eine angemessene Instrumentirung auszeichnen, machen die mit überflüssigen und forcirten Zuthaten überladenen, langgedehnten, lärmenden Finales einen widrigen Eindruck. Das beste unter ihnen dürfte noch das des ersten Actes sein, obwohl das Solo mit Chor zum Schlusse desselben, welches von den steifen, immer wiederkehrenden Posaumentönen unterbrochen wird, einen etwas plumpen Effect macht.

Die Aufführung im Ganzen war nicht ganz vollkommen, die Ausstattung und Anordnung dagegen anständig und geschmackvoll. Röckel dirigirte unsicher und vergriff sich in der Wahl einiger Tempis. Er nahm z. B. den Zweivierteltact in der Ouverture, sowie die Romanze der Camilla: „In dem Schmuck“ etc., offenbar zu langsam, indem dieses Lied wegen der dreimaligen Wiederholung und wegen des gegebenen Gegensatzes zu dem darin enthaltenen Gebete jedes Schleppen von selbst verbietet. Dieser leierige Erzählungston ist überhaupt der französischen Ballade fremd. Ebenso war das Allegretto in der Cavatine des Zampa: „Man gehorcht mir überall“, schneller zu nehmen, da sich hierin nur die leichtsinnige Kletterie und Frivolität vernehmen läßt. Wenn übrigens bei manchen Ensembles und Chören die Gesangstimmen fast unhörbar wurden — so hörte man z. B. im Quartett des ersten Actes nur die Stimme von Fräulein Wagner —, so liegt wohl die Hauptschuld hiervon in der übermäßigen Instrumentirung; allein es hätten sich wohl auch die Bläser der Blechinstrumente, vor Allem aber die Janitscharenmusiker, etwas mäßigen können.

Die Partie des „Zampa“ (Hr. Tichatscheck) ist eigentlich weder Tenor, noch Baryton; sie liegt sehr tief, und die darin vorkommenden höheren Töne werden nur leicht angeschlagen, gewöhnlich fistulirt, und können daher füglich weggelassen werden. Wir hätten deshalb diese Partie gern in Hrn. Mitterwurzer's Händen gesehen; wenigstens kam sie Tichatscheck am allerlehten zu, da sie mehr Spiel, als Gesang erfordert. Die Partie des „Alphonso“ (Hr. Bielczyk) liegt weit höher und lag für Hrn. Bielczyk auch theilweise zu hoch (z. B. im Ensemble des Duetts: „Erschreckt und Klagt“ im zweiten Acte). Jedoch führte Hr. Tichatscheck trotzdem den „Zampa“ nach Kräften durch; ob aber diese forcirte Anwendung der tieferen Stimmlage seinem Organe besonders förderlich ist, wollen wir dahingestellt sein lassen. Im Spiel ließ er freilich Manches zu wünschen übrig, da der tragisch-wilde Zampa nicht zu den jugendlich-naiven Helden gehört, deren Darstellung ihm allein vollkommen gelingt. Den Dialog sprach er je-

doch weit besser, als sonst, und nicht mit dem gewöhnlichen Sichgehentlassen.

Die „Camilla“ der Fräul. Wagner wäre im Gesange eine gute Leistung zu nennen, wenn nicht in den höheren Tönen zuweilen ein Detoniren hörbar gewesen wäre. Ihre Romanze schleppte sie etwas, wie schon erwähnt. Auch traten die Figuren am Schlusse ihrer ersten Arie nicht recht frei hervor; besonders scheint ihr der Käufer von unten nach oben Schwierigkeiten darzubieten. Im Spiele aber war Fräul. Wagner weit weniger zu loben; hier ist noch manche Ecke abzuschleifen; besonders war beim Umsinken und Niederknien die Natürlichkeit, beim Gebete die Innigkeit im mimischen Ausdrucke zu vermissen. Ueberhaupt aber fehlt Leben und Innerlichkeit allen ihren Darstellungen.

Hr. Bielczyk füllte seine Partie soweit aus, als es seine Kräfte erlaubten; recht anmuthig sang er die Barcarole im dritten Acte: „Wo hinaus, armer Schiffersmann?“, welche vorzüglich in seiner Stimme liegt.

Hr. Näder hätte sich in seinem „Daniel“ einige Grimassen ersparen und etwas genauer singen können, z. B. in den Ensembles des Duetts mit „Ritta“. Je-

doch war er sonst ziemlich ergötlich. — Ebenso war Hr. Mende als „Dandolo“, dessen frisches, obwohl wenig geschultes Organ unserer Oper endlich einen Tenorbuffo gebracht hat, eine erfreuliche Erscheinung; nur seine Bewegungen waren nicht die plump-regfamen eines jungen Bauerburschen.

Fräul. Marburg als „Ritta“ sprach von ihrem Alter, war schon zehn Jahre von ihrem Gatten getrennt, und stellte sich doch so jugendlich dar. Wenn unsere jungen Sängerinnen in solchen Partien nur etwas weniger eitel wären! Ihre Sprache im Dialog muß übrigens viel lauter werden, wenn sie sich dem Publikum verständlich machen will.

Repertoir.

October. 29. Maria Stuart. — 30. Neu einstudirt: Zampa, Oper in 3 Acten, von Herold. (S. oben.) — 31. Nathan, der Weise. — November. 1. Richard der Zweite. — 2. Zampa. Oper. — 3. Anna von Oestreich.

Feuilleton.

Zu Leicester wurde ein falscher Spieler zu zehn Jahren Transportation verurtheilt. Als er den Ausspruch des Gerichts hörte, rief er dem Richter zu: „Sir, laßt uns würfeln, zwanzig Jahr oder nichts.“

Nach der alten Etikette am Hofe Frankreichs mußte eine Königin nach dem Tode ihres Gemahls sechs Wochen lang zu Bette bleiben und durfte während dieser Zeit nichts sehen als Kerzenlicht. Dies beobachtete noch Maria nach dem Absterben Ludwigs XII. im Jahre 1515.

Seltenes Glück. Byron sagte einmal: „Ich kenne nur einen Menschen, der glücklich gewesen. Das war Beaumarchais, der Verfasser des Figaro. Vor seinem dreißigsten Jahre hatte er schon zwei Weiber begraben und drei Prozeße gewonnen.“

Von der Tapferkeit und der Kampfeslust der portugiesischen Truppen erzählt ein neuerer Schriftsteller: „In einem heißen Gefechte waren einem Corps portugiesischer Jäger die Kugeln ausgegangen, da rissen sich die tapfern Männer die Zähne aus und luden sie statt der Kugeln!“ —

Als einst der Herzog von Fleury den berühmten Tänzer Vestris bei Dem. Contat, seiner Geliebten, antraf, sagte er, statt in Zorn zu gerathen, mit großer Herablassung zu ihm: „Ich werde stets Achtung für Ihre Beine haben, betreten Sie aber diese Schwelle wieder, so schlage ich Ihnen die Arme entzwei.“

Papst Pius IX. hat von der päpstlichen Akademie Romana die San Luca den Doctorhut erhalten.

25.

Druck von Carl Hamming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.